

❖ Jürgen Brand ❖

Gerd Wullenweber

Die Geschichte
eines jungen Arbeiters

Gerd Wullenweber

Die Geschichte
eines jungen Arbeiters

Von
Jürgen Brand

Siebte Auflage

1922

J. S. W. Diez Nachf. G.m.b.H.
Berlin und Stuttgart

Meinen jungen Freunden
und Freundinnen!

Gerd Wullenweber! Wer kennt Gerd Wullenweber? Seine Taten stehen nicht verzeichnet in den „Büchern der Geschichte“. Nur im Gedächtnis seiner Freunde lebt er fort als einer ihrer Besten. Sie denken an ihn mit Stolz und Wehmut. Denn ehe seine junge Kraft sich ganz entfalten konnte, warf ein tückisches Schicksal ihn jäh zu Boden.

Was er gewollt, ist dennoch nicht verloren. Die Flamme, die er entzündet, wird nicht erlöschen, solange es noch junge Arbeiter und junge Arbeiterinnen gibt, die aus Elend und Unterdrückung sich nach Befreiung sehnen.

Alljährlich im Juli, wenn der Rosenstrauch, den eine zärtliche Hand auf seinen Grabhügel gepflanzt hat, sich mit einer Fülle roter Blüten schmückt, dann flammt in ihrem Rot ein Hauch der brennenden Blut auf, die sein junges Herz erfüllte. Wer sie gesehen diese Blut, der weiß es mit unumstößlicher Gewißheit: sie wird nicht erlöschen. Nein, sie wird nicht erlöschen.

Uns aber, die wir ihre Wärme fühlten, die wir mit ihm Seite an Seite gestanden, als er im Kampfe um die Freiheit das Banner vorantrug, uns bleibt eine doppelte Aufgabe: Seine Sehnsucht möge in uns weiterwirken. Seiner Liebe aber laßt uns ein Denkmal setzen, indem wir für alle, denen sie gegolten, die Geschichte seines jungen Lebens in den folgenden Blättern aufzeichnen.



Heimat.

Zwischen Heide und Sand
Mein Heimatland;
Dich grüßt meine Sehnsucht
Unverwandt.

Wenn man sechs Stunden von der nächsten Bahnstation entfernt zwischen „Heide und Sand“ wohnt, dann spürt man die Unruhe und Hast der Zeit nicht mehr. Hierher verirrt sich nicht das Geräusch der großen Stadt, nicht das Rollen und Pfeifen der Eisenbahn. Hier herrscht Ruhe, tiefe, wohltuende Ruhe. Selbst die Wagen der Bauern aus dem eine halbe Stunde entfernten Kirchdorfe, wenn sie, mit Dünger oder Heide beladen, an Eckernworth vorüberfahren, verursachen in dem losen Sand des Weges nur ein schwaches Geräusch. Selten geht ein Wanderer diesen Weg, der weiterhin in meilenweite unbewohnte Heide führt. Der einzige regelmäßige Besuch auf Eckernworth ist der alte Briefbote, der täglich zwischen zehn und elf die Zeitung und die letzten Neuigkeiten aus dem Dorfe bringt.

Eckernworth ist nur ein einzelnes Gehöft, dicht am Rande eines Föhrenwaldes gelegen. Das Gehöft besteht aus drei Gebäuden: dem Wohnhause, der Scheune und einem baufälligen Stall, in dem Holz und Bülte aufbewahrt werden. Die Scheune ist vielfach mit Brettern roh ausgebeffert. Auch dem Wohnhause sieht man das hohe Alter auf den ersten Blick an; es ist ganz in der Art der niedersächsischen Bauernhäuser gebaut. Die eichenen Ständer und Riegel des Fachwerks, ehedem grün gestrichen, sind grau und rissig geworden. Das Strohdach ist über und über mit grünen Moospolstern bedeckt. Ein Schorn-

kein ist nicht vorhanden; der Rauch entweicht durch das große Dielentor oder, wenn dort der Wind hineinbläst, durch die niedrige zweiteilige Seitentür. An diesen Stellen ist darum das Holz und Mauerwerk schwarz geräuchert. Unweit der Salbtür, kaum drei Schritte von der Hauswand entfernt, steht ein mächtiger Walnußbaum und noch einige Schritte weiter der „Sood“*. Die Steine seiner Ummauerung sind mit grauen und gelbgrünen Flechten bewachsen, und die „Wippe“, die an ihrem hinteren Ende mit Steinen beschwert ist, ist, wie alles Holzwerk der Gebäude, vom Alter grau und tief gefurcht.

Neben dem niedrigen Stalle, unter seinem überhängenden Dache stehen einige Bienentörbe. Der warme Frühlingssonnenschein hat die Bienen herausgelockt, daß sie in dicker Masse an den Fluglöchern sitzen.

Das ganze Gehöft macht den Eindruck eines Zuges aus alter Zeit, in der die Menschen in allen ihren Verrichtungen noch in engster Verbindung standen mit ihrer natürlichen Umgebung. Alles, das Wohnhaus, die Scheune, der Stall, der Sood, ist so sehr mit seiner Umgebung eins, daß es den Anschein hat, als seien die Gebäude ebenso hier gewachsen wie der große Walnußbaum neben dem Wohnhause, oder wie die Heide jenseits des Weges, oder wie der Föhrenwald, der kaum zwanzig Schritte hinter dem Hause beginnt.

Außer den Bienen und den Hühnern auf dem Hofe ist zunächst nichts Lebendiges zu erblicken.

Aber gehen wir etwa hundert Schritte in die Föhren hinein, dann bemerken wir am Abhang eines Hügel, der oben ganz mit Kronsbeerensträuchern bedeckt ist, zwei lebende Wesen, die ohne Zweifel zu Eckernworth gehören.

Da ist zunächst ein kleiner Knabe, etwa fünf Jahre alt, barhaupt und barfuß. Unter dem Flachshaar blicken zwei

* Brunnen.

große blaue Augen auf das Butterbrot, das die beiden Hände fest umschließen. Eigentlich ist es kein Butterbrot; denn Butter ist nicht darauf; nur eine Scheibe grobes Roggenbrot und ein beträchtliches Stück Beutelwurst dazu. Dem Kleinen scheint es sehr zu munden. Und noch zwei andere Augen betrachten das leckere Frühstück mit lieblosenden, fast neidischen Blicken. Diese anderen Augen sitzen in einem unglaublich struppigen Hundegesicht, dessen Inhaber Pollo ist, der Hofhund von Eckernworth, der unermüdlche und stets geduldige Spielgefährte des Kleinen. Gegenwärtig sitzt Pollo aufrecht und regungslos vor seinem jugendlichen Kameraden und stellt wenig selbstlose Betrachtungen an über den beneidenswerten Appetit des Knaben und über das herrliche Stück Beutelwurst. Aber die beiden sind gute Freunde. Von Zeit zu Zeit bricht der Kleine ein Stück Brot und Wurst ab, und dann schnappt Pollo gierig zu. Wenn er aber in allzu großer Eile seine Schnauze in bedrohliche Nähe der Wurst bringt, dann klopft ihm der Knabe energisch aufs Maul; dann nimmt Pollo gehorsam seine abwartende Haltung wieder ein. Dafür bekommt er aber auch den letzten großen Bissen.

Nun soll's wieder an die Arbeit gehen. Ja, an die Arbeit. Pollo ist in ein regelrechtes, wenn auch etwas roh gearbeitetes Geschirr gespannt und zieht ein Korbwägelchen, das der Großvater des Kleinen aus Föhrenwurzeln geflochten hat. Die Räder sind einfache hölzerne Scheiben von ziemlicher Dicke, die kurzerhand von einem runden Stamm abgesägt sind. Aber das Gefährt erfüllt vollkommen seinen Zweck, und sein Fuhrmann ist jedenfalls der Meinung, daß es kein besseres auf der Welt gibt, schon darum nicht, weil der Großvater es gemacht hat.

Während Pollo sich behaglich niederlegt, um zu verdauen, ist der Knabe schon wieder tätig und lädt eifrig trockene Föhrenzapfen in den Wagen, bis er voll ist. Und

Dann nimmt er, nachdem er noch einmal wie ein rechter Fuhrmann mit prüfenden Blicken sein Gespann betrachtet hat, die Peine in die Hand und ruft: „Hü, Pollo, hü!“ Aber Pollo macht durchaus keine Miene, aufzustehen. Die Peitsche muß erst kommen. Da endlich bequemt sich der Träge, und langsam setzt der Zug sich in Bewegung. Da vorne steht ein alter, morscher Baumstumpf; der wird den Wagen sicher umwerfen; aber wir müssen zur Ehre des Fuhrmanns wie auch Pollos sagen, daß beide mit großem Geschick die gefährliche Stelle vermeiden. Es scheint, als ob alles wohlbehalten an seinen Bestimmungsort gelangen soll; aber niemand kann sein Schicksal voraussehen. Plötzlich spitzt der struppige Pollo die Ohren und streckt die Schnauze witternd in die Luft. „Hü, Pollo, hü!“ Aber der undankbare Schlingel hat allen Respekt verloren. Links auf einer Bodenwelle erscheint, hoppla, hoppla, ein aufgeschrecktes Häslein, das im Dunkel des Waldes Schutz sucht. Wie ein Blitz fährt der Hund zur Seite, reißt und zerrt wie toll am Geschirr, der Wagen fällt um, die mühsam gesammelten Föhrenzapfen rollen nach allen Seiten umher; und nun geht die wilde Jagd los. Der leere Wagen tanzt hinterdrein und wirft den Fuhrmann, der tapfer bis jetzt noch den Zügel in der Hand hielt, mit plötzlichem Ruck zu Boden, daß Arme und Beine hilflos zum Himmel zeigen. Nun beginnt ein lautes Geschrei. Pollo ist es endlich gelungen, sich freizumachen, und in wilden Sätzen faust er hinter dem erschrockenen Häslein drein.

Der Kleine hat sich wieder aufgerafft und eilt, Wagen und Ladung im Stiche lassend, heulend dem Hause zu. Da öffnet sich auch schon die niedrige Seitentür, und die Mutter kommt ihrem Jungen zu Hilfe. Aber vor Schluchzen kann er kein Wort hervorbringen, steckt nur seinen Flachskopf in die Schürze der Mutter und beruhigt sich

erst, als sie bei ihm niederkniet und ihm die unaufhörlich rinnenden Tränen abtrocknet. Und dabei tröstet sie: „Nu wes stille, min Jung, wes stille. Wo hast du denn din Spann laten?“ „Da, da,“ schluchzt der Kleine und zeigt nach den Föhren. Sie nimmt ihren Jungen an die Hand, und beide gehen an den Ort der Katastrophe. Da huscht ein Lächeln über ihr Gesicht, sie richtet den Wagen auf und sucht die verstreuten Föhrenzapfen wieder zusammen. Und dabei schilt sie auf den Pollo, der das ganze Anheil angerichtet hat. „Pollo schall Släge hebbent!“ entscheidet der Kleine. „Ja, min Jung, Pollo schall Släge hebbent. Nun kumm her, wi willt wat eten.“ Und damit nimmt sie den Kleinen an die eine und den Wagen an die andere Hand, und so ziehen die drei dem Hause zu und verschwinden in der Thür. Hinter ihnen in angemessener Entfernung folgt der alte Sünder, der Pollo, atemlos, mit heraushängender Zunge; am Rande der Föhren legt er sich keuchend nieder und blinzelt schuldberührt und mißtrauisch nach dem Hause hinüber.

Jetzt wird es auch auf dem Hofe lebendig. Der Großvater kommt mit den Rühen vom Felde heim; er hat den Acker gepflügt und ist damit fertig geworden; denn der Pflug ist hinten am Wagen befestigt, und auf dem Wagen liegt die Egge. Wie er vom Wagen steigt und die schwere Egge zur Seite stellt, sieht man ihm seine fünfundsünfzig Jahre nicht an. Das Haar ist zwar stark ergraut; aber die Gesichtsfarbe ist frisch. Das scharfe Gesicht paßt gut zu der großen, hageren Gestalt.

Von der Diele springt ihm sein Liebling, der Gerd entgegen. Der hat seinen Kummer schnell vergessen und will dem Großvater ausspannen helfen. Die alte Blessure, die ein gutmütiges Tier ist, darf er vor die Stalltür bringen. Der Großvater nimmt den Rühen das Geschirr ab, und dann gehen sie jede in ihren Stand und beginnen zu fressen. Aus

der Küche schallt die Stimme der Mutter: „Hallo! Kommt herein; was esen!“

In der niedrigen Stube setzt sich die Familie um den Tisch, und jeder greift ohne viel Umstände zum Löffel. Neben dem Großvater sitzt die Großmutter; auch ihr Gesicht hat scharfe, markante Züge. Ihre grauen Augen sehen überl nach dem Rechten. Gesprächig ist sie nicht, und Widerbruch scheint sie nicht gut vertragen zu können. Schräg gegenüber sitzt die junge Frau, die Mutter des kleinen Gerd, ein frisches, rüstiges Weib mit hellen blauen Augen; sie ist damit beschäftigt, ihrem Jungen das Essen in seinen Napf zu füllen. Gesprochen wird bei alledem wenig. Der Großvater will heute nachmittag zur Mühle fahren. „Großvater,“ sagt der Kleine, „schall ich mitfahren?“ „Ja ja,“ antwortet der Alte lächelnd, „du schaffst mit, ohne di geht et jo; aber erst most du dinen Teller rein hebbben.“ Dabei greift er mit seiner breiten, schwieligen Hand dem Jungen über den Flachskopf. Ein Platz am Tische ist leer; der Vater ist draußen in der Heide beim Bültehauen* und kommt erst gegen Abend heim.

Alle Bewohner dieses Hauses reden nur eine Sprache: die Zeit verkünden ihre schwieligen Hände, Arbeit ihre schleppeuden Glieder, Arbeit ihr schleppender Gang. Früh um 5 Uhr ist, wie der Großvater sagt, die Nacht vorbei; dann müssen alle heraus aus dem Nest; der Großvater ist der erste im Hause. Nur der Gerd schläft bis in den hellen Morgen hinein; aber das wird auch bald ein Ende haben; denn nächste Ostern kommt er zur Schule. Der Vater und Fibel hat ihm der Großvater vor einiger Zeit mitgebracht. An den Sonntagen, wenn die schwere Arbeit für kurze Zeit ruht, führt er ihm die kleine, unbelebte Hand beim Schreiben. Der Großvater, immer der

*Bülte sind torfige Heideplaggen, die zum Brennen verwendet werden.

Großvater; die andern haben nicht die nötige Geduld dazu. Aber der Gerd, der Knirps, hat auch große Lust zum Lernen. Kaum daß der Alte ein wenig zur Ruhe gekommen ist, dann umschmeichelt der Kleine seine Knie: „Großvater, schrieben!“ Und dann schreibt er emsig die ganze Tafel voll. „Is't nu richtig, Großvater?“ „Ja, nu is't richtig. Du bist 'n Bas!“ Dieses Lob aus dem Munde des Großvaters freut den Knaben sichtlich. Und dann wird gelesen. Der Großvater setzt die große Stahlbrille auf, und laut und eifrig schmettert die helle Kinderstimme die Laute, Silben und Wörter in das Zimmer, daß die Frauen in der Küche alles deutlich hören können. Auf diese Art sind die ersten Schwierigkeiten sozusagen nebenbei überwunden worden. Jedenfalls, Angst vor der Schule, nein, die hat der Gerd nicht. Mögen die andern reden, was sie wollen. Die können wahrscheinlich weder lesen noch schreiben.

Neben seiner Beschäftigung mit den „Studien“ hat der Gerd, so klein er noch ist, doch schon eine Reihe anderer Pflichten zu erfüllen. Er muß ständig dafür Sorge tragen, daß die Hühner, diese Racker, nicht in den Garten kommen und dort zertracen, was die Frauen gesät und gepflanzt haben. Dabei muß der Pollo ihm behilflich sein. „Pollo, wo sind de Häumer?“ Dann schießt der wie eine Rakete darauf los. Oder die Kühe müssen auf die Weide getrieben werden, die jenseits des Fahrwegs liegt. Oder er muß aufpassen, daß die Hühner die Eier nicht weglegen. Für jedes Ei, das er hierbei entdeckt, bekommt er von der Großmutter einen Pfennig oder zwei in den Spartopf. Es sind schon eine ganze Menge darin; und ein Hauptspass ist es, sie von Zeit zu Zeit auszuschütten und zu zählen. Kurzum, in diesem Hause der Arbeit hat auch der Kleinste seine Pflichten.

Und die Arbeit wird nicht weniger. Auf Eckernworth hat jeder Bewohner alle Hände voll zu tun; tagein, tag-

aus. Und so geht es das ganze Jahr. Das ist immer so gewesen, solange man denken kann. Alles müssen die fleißigen Hände schaffen. Sie müssen das Feld pflügen und eggen; sie müssen das Korn säen und mähen; sie müssen das Gras mähen und zu Heu machen; sie müssen beides auf den Wagen laden und auf den Boden und in die Scheune schaffen; sie müssen das Korn dreschen und reinigen; sie müssen Häcksel schneiden für die Rülhe; sie müssen die Kartoffeln, Rüben und alle übrigen Früchte pflanzen und ernten; sie müssen den Flachs säen, jäten, ziehen, trocknen, brechen, hecheln, spinnen und weben. Ja, die Arbeit wird nicht alle. Die Großbauern in den benachbarten Dörfern und die Leute auf dem Edelhofe, die machen sich's leichter; sie säen, mähen und dreschen mit Maschinen. Aber dazu gehört Geld. Auf Eckernworth hat noch keine Maschine ihren Einzug gehalten. Alles, alles müssen die fleißigen Hände schaffen.

Das ist seit Menschengedenken so gewesen auf Eckernworth, und das soll nach dem Willen des Großvaters auch so bleiben. Es hat niemand bisher den Wunsch geäußert, daß er es anders haben möchte. Und selbst wenn den jungen Leuten der frevelhafte Gedanke gekommen wäre, die alten Verhältnisse zu ändern, sie hätten nicht gewagt, darüber zu reden, aus Furcht vor einem Sornausbruche des Alten, der allen Neuerungen mißtrauisch und feindselig gegenübersteht.

Der Alte führt ein hartes Regiment; aber man fügt sich aus geheiligter Gewohnheit, und dann auch, weil er seinen Kram versteht wie wenige seinesgleichen. Ihm zu widersprechen hätte auch nichts genutzt; denn er ist unbeugsam wie altes Eichenholz.



Der erste Schulgang.

Wieder ist ein Jahr über Eckernworth dahingegangen wie schon so viele, viele andere, ohne an den Verhältnissen irgend etwas Wesentliches zu ändern. Es ist noch alles so, wie es „immer“ gewesen ist.

Nur für unsern Gerd bereitet sich eine wichtige Veränderung vor. Ostern rückt heran und damit das Ereignis des ersten Schultages. Ach, ihr klugen Leute, ihr lächelt vielleicht erhaben, wenn ihr hört, wie dieser Gedanke den kleinen Gerd völlig um seine Ruhe brachte. Aber ihr denkt nicht, was diese Veränderung für Gerd bedeutet; für ihn, dessen ganze Welt bisher der Eckernwörther Hof und höchstens seine nächste Umgebung gewesen ist, dessen einziger Spielgefährte der struppige Pollo war.

Endlich kommt der langersehnte Tag heran. Tafel, Fibel und Griffel sind in den nagelneuen Tornister gepackt und obendrauf noch ein erstaunlich großes Frühstück. Zum ersten Male zieht die Mutter ihrem Jungen den neuen Anzug mit blanken Knöpfen an, bindet ihm ein frisches Halstuch um, und dann, als die Großmutter und alle übrigen Hausbewohner den kleinen Kerl noch einmal gemustert haben, wird der Schicksalsweg angetreten. Nach alter guter Sitte geht die Mutter das erstemal mit. Auch Pollo, der Zottige, will durchaus mit; aber man sperrt ihn ein; da heult er so laut, daß die Fortgehenden ihn noch hinten in den Föhren hören können.

Unterwegs wird nicht viel geredet. Die Mutter will ihrem Jungen den Tornister abnehmen; aber das leidet er nicht, denn es geht gegen seinen Stolz. Die Mutter lächelt. So gehen die beiden miteinander, jedes seinen eigenen Gedanken nachhängend.

„Mudder,“ fragt der Kleine plötzlich, „hast du of dat Geld for den Köster?“

„Ja, min Jung.“

Er meint das „Weenegeld“, das die Mütter am ersten Schultage dem Lehrer in die Hand drücken, damit er, wenn die Kleinen anfangen zu weinen, ihnen Säßigkeiten dafür kaufen kann, um sie an die Schule zu gewöhnen.

„Mudder, ick weene aber nich!“

„I wol worum scholst* du of weenen?“

„Mudder, ick krieg of keine Släge.“

„Ach wat, du kannst ja din Lex, un ardig bist du ja of woll.“ — —

Als die beiden nach halbständiger Wanderung vor dem Schulhause anlangen, pust die Mutter noch einmal dem Kleinen die Nase und wischt ihm mit ihrer Schürze die Stiefel blank. Dann gehen sie hinein.

Da waren schon die Mütter aus dem Dorfe mit ihren Kleinen versammelt und standen wartend auf der Diele. Die Thür des Schulzimmers stand offen. Da sah man, wie die größeren Knaben und Mädchen auf den oberen Bänken die Köpfe zusammensteckten und kicherten. Auf dem Katheder saß der Lehrer, ein alter, weißhaariger Herr im schwarzen Anzuge mit großen Vatermördern. Der Reihe nach wurden die Neueintretenden hereingerufen. Meist ging die Mutter mit hinein, gab die nötigen Antworten und legte das in Papier gewickelte Geld auf den Rand des Pultes. Bei den kleinen Leuten waren es gewöhnlich nur wenige Groschen; die Großbauern gaben nicht selten ein Goldstück, so daß das „Weenegeld“ eine regelmäßige und angenehme Nebeneinnahme des Lehrers bildete.

Einige von den älteren Knaben und Mädchen führten die Kleinen an ihren Plas. Wenn dann die Mutter sich

* solltest.

anschiedte hinauszugehen, fingen einige Nesthächchen schon zu weinen an.

Nun kam der Gerb an die Reihe.

„Sieh da, Emma, willst du mir auch deinen Jüngsten bringen? Das ist schön. Ja ja. Na, Gerb, komm mal heran. Sunge, bist du aber fein!“ Und dabei strich ihm der Lehrer ganz so, wie es der Großvater zu Hause tat, über den Flachskopf.

Dann kamen die Fragen nach Geburtstag usw. Die andern horchten hoch auf, als der Gerb sie alle selbst beantwortete. Das hatte bis jetzt keiner fertig gebracht. Der Lehrer sah gleichfalls erstaunt von seiner Liste auf und betrachtete den Gerb über seine Brille hinweg von oben bis unten; dann sagte er, indem er die Mutter ansah: „Sieh, sieh; der Gerb scheint auf seine Mutter zu arten. Die war auch so fir im Antworten. Weißt du wohl noch, Emma?“

Die junge Frau wurde bei diesem Lobe rot wie ein Mädchen. „Ach nee, Herr Brintmann, dat weit ick nich mehr.“

„Ja ja, es ist so; ich erinnere mich sehr genau, wie du damals als kleines Mädchen an dieser Stelle standest. Das sind nun — — reichlich zwanzig Jahre her, Emma. Zwanzig Jahre!“ — Dabei strich er sich über das dünne weiße Haar. — —

Dann kam der Folgende. Die Mutter ging hinaus und warf dabei noch einen Blick auf ihren Jungen, der schon erwartungsvoll auf seinem Plaze saß; ihre Blicke begegneten sich, und es schien, als zuckte etwas über sein Gesicht. Aber er weinte nicht. —

Überhaupt mußte es ihm in der Schule recht gut gefallen haben; denn als seine Mutter ihn nach zwei Stunden wieder abholte, strahlte er über das ganze Gesicht und wußte immerfort Neues zu berichten aus dem unbekanntem Lande, in das er heute den ersten Schritt getan. Und das blieb auch in der Folgezeit so. Der Gerb ging immer gern zur Schule,

blieb ein äußerst eifriger und lernbegieriger Schüler und machte erstaunlich rasche Fortschritte zur Freude seines Lehrers und seiner Eltern. Der Großvater hielt zwar mit Worten zurück; aber er schmunzelte doch, wenn er Gutes von seinem Enkel hörte. Als der alte Herr Brinkmann gelegentlich an einem Sommernachmittage seinen Spaziergang bis Eckernwörth ausdehnte, sprach er sich sehr lobend über Gerds Eifer aus. „Sie sollen sehen, Wullenwebers Vater, in dem Gerd steckt noch mehr, als wir ahnen.“ „Wer kann dat weten,“ erwiderte der Alte, „de rugsten Fohlen wert faken de besten Per*. Wilt hapen,** dat Serrecht beholt, Herr Brinkmann. De Hauptsak is, dat 'n goden Buer in em steckt.“ Der Lehrer lächelte und schüttelte den Kopf. „Warten wir's ab; aber Sie werden sehen, ich behalte recht.“ Die beiden Alten gaben sich herzlich die Hände; aber der Großvater behielt die Worte des Lehrers im Gedächtnis. Hätte er geahnt, wie sie sich erfüllen würden, er hätte schon jetzt unerbittlich alles getan, um diese Entwicklung zu verhindern.



* Die rauesten Fohlen werden oft die besten Pferde. ** hoffen.

Die Eisenbahn.

In Eckernwörth ging wieder alles den alten Gang. Sommer und Herbst waren vergangen; die Erntezeit mit ihrer schweren Arbeit war vorüber; der Winter stand vor der Thür. Gerd hatte sich schon völlig an die Schule gewöhnt; sie erfüllte ihn ganz und gar, und der Großvater hatte oft seine liebe Not, den Wissensdurst des Knaben zu befriedigen. An den langen Winterabenden spannen die Frauen wie seit alters her den selbstgeernteten Flachs oder die selbstgeschorene Wolle; der Alte saß währenddem in der Nähe der trüben, an einer Schnur von der Decke hängenden Lampe und las im Kreisblatt oder im Volkskalender, bis er müde wurde und in die Kammer ging. Das war dann auch für die andern das Zeichen, zur Ruhe zu gehen.

Als die Frühjahrssonne den Schnee wegzuschmelzen begann, brachte an einem Sonntagmorgen der Briefbote eine Nachricht, die wohl geeignet war, die Gemüther in Eckernwörth aus ihrer Ruhe aufzustören.

„Seht Si all hört, Wullenwebers Vader? De Bahn kummt nu doch!“

„Ja, Heinrich, dat hebb ick all faken* hört; aber se is doch nich kamen.“

„Ne, nu wart dat aber Ernst damit. De Landrat hat sick darhinner set't.“

„Spo, de Landrat? De ward se denn of woll betalen.“

„Jawoll, profte Maltid; dat möt de Gemeinden dohn; un dat se heidenmäßig vel Geld löst't, dat is gewiß.“

„No, denn wert** de Buern sick of noch besinnen, wenn't jem an den Büdel geht; un wenn se jem dat Land wegnehm't to den Bahnbo.“

* oft. ** werden.

Brand, Gerd Wullenweber.

„Dat is nu überst nig an to boh; de Bahn kummt.“
 „Magst woll recht hebben, Heinrich. Lat se zum Deuwel
 kanten; na Eckernworth ward se ja woll nich herankomen.
 Wi könnt use Arbeit noch good to Foot fertig kriegen. Us
 Dadder un Großvadder is ohne de Bahn fertig worn;
 denn wert wi ja ol woll ohne se fertig wern. Aber de
 Buern willn nich mehr arbeiten; dat is de Sake; se willn
 in de Welt spazieren föhren. Lat jem.“

Der Alte ging zum Wandschrank und schenkte dem
 Briefboten nach alter Gewohnheit einen Schnaps ein.

„Ja, Wullenwebers Vader, t'is man, dat wi doräwer
 snackt; wi beide könnt 'r nig an maken. Abjüs. Wullen-
 webers Vader!“

„Abjüs, Heinrich.“

Der Alte nahm die neue Zeitung. Richtig, da stand es
 schon, daß die Verhandlungen „zu einem erfreulichen Re-
 sultat“ geführt hätten, und daß schon in nächster Zeit mit
 den Arbeiten am Bahnbau begonnen werden könne.

So eilig hatte man's also schon. Mißmutig legte er die
 Zeitung weg und ging hinaus; aber die Gedanken waren
 nicht loszuwerden. Wenn auch Eckernworth zunächst un-
 berührt blieb, so war der Alte doch viel zu klug, um nicht
 zu begreifen, daß die Eisenbahn tiefgreifende Verände-
 rungen mit sich bringen würde, von denen schließlich auch
 Eckernworth in Mitleidenschaft gezogen werden würde. Und
 dagegen war nichts zu machen; das war das Teufliche an
 der Sache. Dieses Bewußtsein, gegen das Neue, das er
 mit Widerwillen und offenem Haß auf sich zukommen sah,
 völlig machtlos zu sein, befestigte nur seinen Groll dagegen.
 Mit der Zeit wurde er, der Wortkarge, noch schweiger.
 Dabei arbeitete er mit einer Rasstlosigkeit, als gälte es,
 Versäumtes nachzuholen. In Wirklichkeit war ihm die
 Arbeit das Betäubungsmittel, das ihn von der verhassten
 Vorstellung befreien sollte. Auch dieses so oft bewährte

Mittel half jedoch nur zeitweise und versagte um so mehr,
 je näher die Umwälzungen ihm auf den Leib rückten. Und
 in allem, allem, was sie mit sich brachten, erkannte er eine
 Bestätigung seiner Befürchtungen; so steigerte sich sein
 Groll allmählich zu offenem Haß gegen alles, was nur
 irgendwie mit der Eisenbahn zusammenhing. Wenn die
 Leute in Eckernworth unversehens solche Dinge in seiner
 Gegenwart berührten, brauste er auf, und es fielen harte
 Worte. Schließlich gaben sie es auf.

Seit Menschengedenken hatte diese Gegend fernab von
 allem Verkehr mit der Außenwelt in stiller Zurückgezogen-
 heit dagelegen. Die meisten älteren Leute kannten die
 Eisenbahn nur vom Hörensagen; nur ganz wenige hatten
 das Wunderding gesehen, und die darauf gefahren waren,
 konnten an den Fingern hergezählt werden. Da war es
 kein Wunder, daß, wo sich zwei im Felde, oder auf dem
 Wege, oder im Krüge trafen, von nichts anderem geredet
 wurde; als von der Eisenbahn. Jeder Tag brachte neue
 Nachrichten. Beamte kamen und nahmen Vermessungen
 vor. Dann kamen ganze Trupps fremder Arbeiter; auch
 die Söhne der Kleinbauern und Tagelöhner wurden auf-
 gefordert, bei der Bahngesellschaft in Arbeit zu treten.
 Nicht wenige folgten der Aufforderung, weil der Tage-
 lohn, an den ortsüblichen Verhältnissen gemessen, gut war.
 So gingen die Arbeiten rüstig vorwärts. Eines Tages er-
 schien die erste Lokomotive; es war nur ein „Teckel“ mit
 einem Sandzuge; dennoch sperreten viele die neugierigen
 Mäuler auf und fanden in diesem Ereignis ergiebigen
 Stoff für ihre Wirtshausgespräche.

Indessen, wenn so ein Zug sechs- oder achtmal am Tage
 wiederkehrt, dann verliert das Ereignis den Reiz der Neu-
 heit, und schließlich kümmert sich kein Mensch mehr darum.

Es dauerte gar nicht lange, so konnten die Leute auf
 Eckernworth den Bahndamm immer näherkommen sehen,

Wenn der Alte am frühen Morgen als der erste die große Dieleentür öffnete, um Heu für die Kühe aus der Scheune zu holen, dann blickte er zunächst nach Osten hinter, um festzustellen, daß der Damm schon wieder um die Strecke fortgeschritten sei. Raum drei Kilometer wurde die Bahn an Eckernworth vorbeigeführt. Er sah im Geiste schon den ersten Zug heranbrausen; sah ihn wie ein wildes Tier hereinbrechen in diese friedliche Gegend und alles, was durch Überlieferung aus Väterzeiten geheiligt war, über den Haufen rennen.

Alm so fester war sein Entschluß, sein Haus und seinen Hof vor dem Einfluß des Neuen zu bewahren.

Das Wetter war andauernd günstig, so daß die Bahnarbeiten ohne Unterbrechung weitergingen. Tag ein tag aus kamen die langen Sandzüge herbei und schließlich vorüber. Schon im Frühjahr des nächsten Jahres begann man mit dem Bau des Bahnhofgebäudes; und endlich, endlich im Herbst erschien der große Tag, an dem die neue Bahn endlich dem Verkehr übergeben wurde. Mittags um 1 Uhr vor der erste mit Fahnen und Girlanden geschmückte Zug den neuen Bahnhof ein. Die ganze Umgegend war auf den Beinen. Viele waren weither gekommen, um das große Ereigniß mitzuerleben. Nicht wenige hatten die günstige Gelegenheit ergriffen und sich gehörig betrunken, aber ihr Lachen und Torkeln ging in dem allgemeinen Jubel unter. Als der Zug zum Stehen gebracht war, hielt der Ortsvorsteher eine kurze Ansprache zur Begrüßung; er sagte dar-

Trotz der großen Opfer, die der Bahnbau der Gemeinde auferlege, seien doch alle froh, daß er endlich fertiggestellt sei; weiterhin sprach er die Hoffnung aus, daß die Bahn den Verkehr und den Wohlstand nicht nur der Gemeinde, sondern auch der ganzen Gegend mächtig fördern werde. Der Landrat, der auch in dem vollbesetzten Zuge, antwortete in demselben Sinne, und alle Umstehen-

den schrien hurra. Schließlich, als schon der Zug sich wieder in Bewegung setzte, ermannte sich sogar der Gesangverein zu einem Liede; es klang jammervoll, und es war ein Glück, daß der rollende Zug und die jubelnde Menge den Gesang übertönten. Immer weiter entfernte sich der Zug; Tücher wurden geschwenkt, gelacht wurde und geschrien, bis er um die Ecke eines Kiefernkampes verschwand.

Allmählich leerte sich der Bahnhof. Die Frauen und Kinder gingen nach Hause; die Mannsleute kehrten im Krug ein und besprachen bei Bier und Schnaps das große Ereigniß. Noch vor wenigen Wochen waren diese Gespräche beherrscht von den Stimmen, die der Bahn zweifelnd und abwartend oder gar feindselig gegenüberstanden. Jetzt war das ganz anders geworden; nur hier und da hörte man einen von den Alten Bedenken äußern. Die Gegner wagten sich kaum noch hervor; der schnelle und günstige Verlauf des Unternehmens hatte ihnen den Wind aus den Segeln genommen. Die Wortführer im Krug waren hauptsächlich die jungen Leute, insbesondere die Söhne der Großbauern. Ab und zu schlug einer mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klangen; das wirkte mehr als noch so gute Gründe. Die Bedächtigeren gaben den Streit auf. Wozu sollte man jetzt noch reden? Die Bahn war da und blieb da. Nun konnte man in Ruhe abwarten, ob sich die Erwartungen erfüllten. Dabei blieb es.

Und während bei diesen schwerfälligen Menschen die Meinungen über den Wert oder Unwert der Eisenbahn noch monatelang erwogen wurden, hatte sie, zwar langsam, aber sicher und unwiderstehlich, ihren Einfluß auf den verschiedensten Gebieten geltend gemacht und wurde zu einem Faktor in dem wirtschaftlichen Leben der Gemeinden, der sich nicht mehr ausschalten ließ, mit dem man

rechnen mußte, und — mit dem man je länger, desto lieber rechnete.

Langsam aber sicher veränderte die Eisenbahn das Land und seine Bewohner.

Regelmäßig erschienen jetzt die Händler aus der Stadt und kauften Schweine und Kälber, Hühner und Eier, Kartoffeln, Heu und Stroh. Mit leichter Mühe konnte man jetzt alle diese Dinge mit der Bahn befördern und brauchte nicht mehr tagelang mit Pferd und Wagen unterwegs zu sein. Das war eine gewaltige Ersparnis an Zeit und Geld. Manch einer bekam auf diese Weise mehr Geld auf einmal in die Hand, als er je vordem auf einem Hauften beisammen gehabt hatte.

Bald begann man einzusehen, daß die Nähe der großen Stadt es vorteilhaft mache, wenn man der Viehzucht erhöhte Aufmerksamkeit zuwendete. Das Beispiel der Großbauern spornte die anderen zur Nachahmung an. Mehrere große Schweinemästereien entstanden, die ganze Ladungen der nützlichen Tiere an die Bahn brachten. Auch die Rindviehzucht erhielt einen kräftigen Anstoß. Der unternehmungslustige Gastwirt begann einen schwunghaften Handel mit Kunstdünger. Du lieber Himmel! Davon hatten die Kleinbauern bis dahin wenig gehört. Jetzt behandelte man die weiten unfruchtbaren Heide Strecken in der Nähe des Dorfes mit Kalk und Kunstdünger. Es dauerte nur wenige Jahre, dann konnte man dort, wo früher das dürre Heidekraut gestanden hatte, stattliche Rinderherden auf saftigen Weiden sehen.

So bekam die ganze Gegend mit der Zeit ein völlig anderes Aussehen.

Und den Bewohnern erging es nicht anders. Sie wurden beweglicher, rühriger. Das Alte begann man allmählich mit kritischen Blicken zu betrachten; und dem Neuen stand man empfänglicher gegenüber.

Natürlich wurde auch mehr Geld ausgegeben; man hatte es ja dazu. Wer Verwandte in der Stadt hatte, fuhr gelegentlich auf einen oder zwei Tage hinüber. Solch ein Besuch ließ sich, wenn man wollte, in einem Tage erledigen; wer Sonntagmorgen wegfuhr, konnte abends schon wieder im Hause sein. Man lernte das Leben und Treiben der Großstadt kennen und versuchte es in manchen Dingen den Städtern nachzutun. Das zeigte sich bald in der Art, wie sich das junge Volk kleidete. An Wochentagen bei der Arbeit merkte man die Veränderung nicht; aber Sonntags und bei festlichen Gelegenheiten trugen die Burschen, die es leisten konnten, schon Anzüge von modernem Schnitt, gestärkte Wäsche usw. Und die Mädchen trugen enge Röcke, Lackschuhe und riesengroße Hüte. Erst waren's nur einzelne, die so ungeheuerliche Neuerungen riskierten; aber ziemlich schnell schöpften auch die Zaghaften Mut und taten's ihren Kameraden nach. Und daran konnte kein Spott sie hindern.

Früher war es Sitte gewesen, daß alle Bekleidungsstücke vom Rock bis auf das Hemd im Hause von den eigenen Leuten angefertigt wurden. Die Frauen bearbeiteten den Flach von der Ausfaat bis zum fertigen Kleidungsstück. Die Schafe lieferten die Wolle zu Strümpfen und warmen Winterkleidern. In jedem Bauernhause stand ein Webstuhl; der wurde bei Beginn des Winters in der Wohnstube aufgeschlagen und erst im Frühjahr, wenn die Feldarbeit begann, wieder abgebrochen. An den Winterabenden besuchten die Mädchen einander mit ihren Spinnrädern, und die jungen Burschen leisteten ihnen in den Spinnstuben Gesellschaft; da wurde gesungen und geschert und fleißig gesponnen.

Das alles nahm nun langsam ein Ende. Wozu sollte man sich auch das ganze Jahr mit Flach und Wolle plagen, wenn man in der Stadt die schönsten Schürzen,

Handen, Strümpfe, ja sogar fertige Kleider und Anzüge, die zudem viel besser saßen als die heimischen, für billiges Geld kaufen konnte? Das war zwar meistens nur Baumwolle; aber es hielt auch seine Zeit, und man kam weit bequemer dazu.

Die Spinnräder und Webstühle standen unbenutzt auf dem Boden und verstaubten oder wurden von den Wirmern zerfressen.

Auch in die Stuben und Kammern drang das neue Wesen ein. An Stelle der alten soliden Eichenschränke und Truhen, zu denen das Holz auf dem eigenen Grunde gewachsen war, und die der heimische Meister nach altem Brauch gefertigt hatte, traten neumodische, verzierte Möbel; man mußte doch auch seine „gute Stube“ haben. Man schämte sich, aus den alten irdenen Schüsseln und Tellern mit hölzernen Löffeln zu essen. Die Stadt lieferte für wenig Geld weißes Porzellangeschirr und zinnerne oder silberne Löffel.

Kurzum, da war wenig, was von der allgemeinen Umwälzung verschont blieb. Die Veränderung kam natürlich nicht plötzlich, sondern ganz allmählich; aber sie kam gleichwohl mit der Macht eines unabwendbaren Schicksals, dem niemand sich zu entziehen vermochte, wenigstens nicht auf die Dauer. Die alten Leute freilich verhielten sich größtentheils ablehnend oder nahmen das Neue nur schwer und mit Widerstreben an; desto leichtere und freudigere Aufnahme fand es bei den Jungen.

o o

Inmitten dieser Umwälzungen wuchs der junge Gerd Wullenweber heran. Zwar blieb Eckernworth wegen seiner einsamen Lage und dank der feindseligen Stellung des Alten eine zunächst unberührte Insel in dem aufgeregten Meere; aber dennoch sah Gerd mit seinen offenen, klugen Augen

das Alte stürzen und sah das Neue kommen und siegen; und wenn er sich auch der Bedeutung und der Tragweite dieser Veränderungen wenig bewußt war, so gingen sie doch in keinem Falle spurlos an ihm vorüber. Sein wacher Geist fand überall Stoff zu reichlichem Nachdenken, und die zahllosen neuen Eindrücke konnte er so wenig verlieren wie eine photographische Platte die Einwirkungen des Lichtes. Um seinen jungen aufnahmefähigen Geist in den Stand zu setzen, den Fortschritt der Zeit zu begreifen, dazu hätte er eines verstehenden Freundes bedurft, der, mehr als die Bewohner von Eckernworth, Zeit, Fähigkeit und guten Willen hatte, auf die Fragen des Knaben die befriedigende Antwort zu geben.

Das Schicksal war ihm günstig; der Freund kam. —

☞

Das Alte stürzt.

Die Insel im Ozean ist den Fluten und Stürmen von allen Seiten ausgefetzt; wo die Ufer niedrig und locker sind, haben die Wellen leichtes Spiel; aber selbst der harte Fels wird von dem gierig züngelnden Wasser endlich unterwühlt, bis er eines Tages krachend ins Meer stürzt.

Der Alte von Eckernworth verteidigte seine Insel mit äußerster Hartnäckigkeit gegen die verderbenbringende Flut des Neuen. Allezeit mißtrauisch und wachsam stand er auf seinem Posten und meinte wirklich, ein starker Wille könne die Flut hemmen.

Er täuschte sich sowohl über die nagende Kraft der Flut wie über seine eigene Kraft. Während seine spähenenden Blicke in der Ferne suchten, hatten die Wellen, die rastlosen, das Fundament seines Hauses unterhöhlt, und ehe er rettend hinzuspringen konnte, stürzte es zusammen. —

Schon seit Jahren war das Haus ein Gegenstand beständiger Klagen gewesen; besonders die Frauen hatten immer wieder den Wunsch geäußert, das alte baufällige Haus durch ein neues zu ersetzen. Und sie hatten wahrlich Grund zum Klagen. Es war eine schwere Plage für sie, Tag für Tag in dem dicken, heißen Rauch an der offenen Feuerstelle zu stehen. Dazu waren die Räume niedrig und klein, die Fenster undicht, die Türen schief, die Wände feucht und alles Holzwerk unglaublich vom Rauch geschwärzt und teilweise faustdick mit Ruß überzogen. Diese Schäden wurden von Jahr zu Jahr unerträglicher; das konnte kein Mensch bestreiten. Aber jedesmal, wenn diese Dinge erwähnt wurden, hatte der Alte höhnische Bemerkungen gemacht über Verweichlichung und Neuerungs-sucht; und jedesmal hatte er an das Beispiel der Eltern

und Großeltern erinnert, die auch in diesem Hause gelebt und gearbeitet hätten. Und überhaupt wäre das ganze Gerede ein Narrenkram; wo er denn wohl das Geld zu einem Neubau hernehmen solle? Ob sie vielleicht welches im Strumpf hätten? Die Weiber sollten sich an ihre Arbeit scheren; dann kämen sie nicht auf dumme Gedanken.

Das war immer das Ende vom Liede.

Dennoch konnte auch der Alte sich auf die Dauer der Einsicht nicht verschließen, daß die Frauen recht hatten. Das Haus zeigte an allen Ecken die Spuren seines hohen Alters. Wann es eigentlich erbaut war, konnte nicht mit Sicherheit festgestellt werden; aber sicher stand es über hundertfünfzig Jahre. Die schlimmsten Schäden hatten die Besitzer bisher, so gut sie vermochten, immer eigenhändig ausgebeßert; aber das war meist ein jämmerlicher Nothbehelf gewesen. Außerdem, und das war das Bedenklichste, waren Diele und Bodenraum in den letzten Jahren, wo man etwas Land zugepachtet hatte, viel zu klein geworden. Zur Erntezeit mußte man sich buchstäblich zwischen den Vorräten hindurchwinden. Ein Keller war überhaupt nicht vorhanden. Es war wirklich eine heillose Wirtschaft. Was war da zu machen? Einen Umbau hielt das alte Haus nicht mehr aus. Dann war es schon besser, von Grund auf neu zu bauen. Aber das Geld, das Geld! Die paar hundert Taler, die der Alte zurückgelegt hatte, langten kaum für die Steine zum Bau.

Der Zwang der Verhältnisse warf alle Bedenken schließlich über den Haufen. Eines schönen Tages stand der Alte im Hofe und rief seinen Sohn zu sich her. „Da stell dich her!“ sagte er kurz und barsch. Und dann maß er mit seinen großen Schritten die Entfernung bis zur Hauswand ab. „Tein Schritt, dat is naug; de Hoff kann't noch lien*.“

* leiden (dem Sinne nach: der Hof hat noch Raum genug).

Nun stand es fest: es sollte gebaut werden. Den ganzen Winter über bildete der Bau des neuen Hauses den Gesprächsstoff für die Leute in Eckernworth. Der Alte selbst sagte wenig dazu; aber im stillen tat er alles, was nötig war. Bei Beginn des neuen Jahres erschienen der Maurer- und Zimmermeister und besprachen sich mit dem Alten. Es wurde viel hin und her geredet, hier gemessen und da gemessen. Die Meister trauten sich bedenklich hinter den Ohren, wenn der Alte gar zu sehr sparen wollte; aber endlich kam man doch ins Reine. Zum Herbst sollte das neue Haus fertig sein.

Uff, das hatte viele Worte gekostet. Als die beiden Leute fort waren, ging der Alte hinaus und besah den großen Stapel eichener Ständer und Riegel hinter dem Hause; den hatte er im Laufe der Jahre selbst geschlagen und behauen.

o o

Ostern kam und mit ihm der Frühling. Viel merkt man in Eckernworth ja zunächst nicht davon. Die Heide ist braun wie immer, und die Föhren zeigen ihr gewohntes Grün. Nur die zierlichen Zweige der Birken bedecken sich mit schwellenden Knospen, die schon halb geöffnet sind, und in den feuchten Wiesen an der „Bäke“* stehen einige Salweidenbüsche, die über und über mit gelben und grünen Käzchen bedeckt sind. Auf der obersten Spitze des Walnußbaumes in Eckernworth sitzen einige Stare und singen ihr Frühlingslied. Zwischendurch blicken sie nach unten. Da sieht es jetzt wüst aus.

Wo früher das alte Haus gestanden hat, liegt jetzt ein greulicher Trümmerhaufen. Balken und Sparren ragen aus dem Schutt hervor, und weil sie alle von jahrhundertlangem Rauch und Ruß geschwärzt sind, so sieht es aus, als habe eine Feuersbrunst hier gewütet. Aber es

* Bach.

sind nur die Bauleute gewesen, die das alte Haus niedergelassen haben.

Auf dem Rasen unter dem Walnußbaum stehen in langen Haufen die vielen tausend Ziegelsteine und Dachpfannen, die der Alte mit seinem Sohne den ganzen Winter über, solange die Wege hart waren, von der Ziegelei herangefahren hat.

Es ist noch sehr früh am Morgen. Die Handwerker sind noch nicht da; nur der Alte steht einsam neben den Trümmern seines Hauses. Merkwürdige Gedanken gehen ihm durch den Kopf.

Wo ist das Bild behaglicher Ruhe und stillen Friedens geblieben? Das Herdfeuer ist erloschen, und die Bewohner sind zu Bekannten im nächsten Dorfe geflüchtet. Mit diesem Hause hat man zugleich die Überlieferungen einer jahrhundertlangen Vergangenheit niedergelassen. Was wird an ihre Stelle treten?

Der Alte blickt über die Trümmer weg ins Leere; seine Gedanken weilen in der Vergangenheit. Seine Vorfahren haben dieses Haus gebaut; er hat es niederreißen lassen. War das auch schon ein Tribut, den er der neuen Zeit zollte? Trotzig reckte er seine Gestalt empor; seine Augen bekamen neuen Glanz. Ein neues Haus wollte er bauen; aber der Geist in ihm sollte der alte bleiben.

o o

Die Arbeiten am Hausbau schritten rüstig fort. Schon zu Beginn des Sommers leuchtete das große rote Ziegeldach auf dem dunklen Hintergrunde der Föhren weithin in die Gegend. Oben am Giebel waren auf ausdrücklichen Wunsch des Alten zwei stattliche niedersächsische Pferdeköpfe befestigt. Der junge Bauer war eben damit beschäftigt, das Holzwerk des Hauses mit grüner Ölfarbe zu streichen. Das war eine mühsame und langwierige Arbeit;

aber als sie vollendet war, sah das Haus mit dem grün und roten Fachwerk schmuck und frisch aus. Innen hobelten und hämmerten die Tischler.

Die ersten, die der Alte in das neue Haus geleitete, waren die beiden Kühe, und man konnte ihm die Freude vom Gesicht lesen, als er sie in dem hellen und lustigen Stalle angebunden hatte.

Nach und nach zogen nun auch die Menschen wieder ein, und allmählich nahm alles wieder den gewohnten Gang, als wäre nichts passiert. Dennoch kam es zuweilen vor, daß Äußerungen laut wurden, als sehne man sich nach dem alten Zustand zurück. Aber die Zeit ging auch darüber hinweg.

Morgens um fünf Uhr fing, wie immer, die Arbeit an, und abends legte man sich müde nieder. Der Alte besonders arbeitete jetzt mit einer förmlichen Wut, als müsse er allein alles wieder einbringen. Sein Gesicht hatte noch einige Falten mehr bekommen. So ein Hausbau macht Sorgen. Er hatte zum erstenmal in seinem Leben beträchtliche Schulden gemacht. Die Gedanken daran ließen ihm keine Ruhe. Jetzt galt's, die Arbeit verdoppeln, um rechtzeitig die Zinsen bezahlen zu können. Feiertage gab's nicht viele auf Eckernworth, und die Leute zu Hause seufzten heimlich unter dem harten Druck, der auf allen lastete. Aber sie hüteten sich, den Alten davon etwas merken zu lassen.

Verhältnismäßig am leichtesten gewöhnte sich Gerd an den neuen Stand der Dinge; er war jetzt nahezu elf Jahre alt und ein kräftiger, gesunder Junge, der gewohnt war, seine Arbeiten schon mit einer gewissen Selbständigkeit zu machen. Beim Bau des Hauses hatte er tüchtig mitzugreifen müssen, und die Handwerker lobten ihn als einen anstelligen Burschen. Ebenso mußte er später in Feld und Haus arbeiten, wie die anderen auch; er tat es ohne

Widerstreben. Dennoch zeigte sich, zum großen Kummer des Alten, daß er diese Arbeiten ohne innere Theilnahme verrichtete. Dagegen saß er mit wahrem Feuereifer über Büchern, die er sich vom alten Herrn Brintmann entleihen hatte, und beklagte es bitter, daß er niemand hatte, mit dem er über das Gelesene sich aussprechen konnte. Der Großvater hatte schon längst keine Zeit mehr übrig und betrachtete überhaupt diese Tätigkeit Gerds mit unverbohlenem Mißtrauen.

☞

Der Freund.

Der alte Herr Brinkmann war gestorben. Ohne vorhergehende Krankheit war es plötzlich mit ihm zu Ende. Die Uhr war abgelaufen. Obschon niemand überrascht war, erweckte die Nachricht vom Tode des alten Lehrers doch allgemeine Theilnahme.

Kurz vorher hatte er noch das Jubiläum seiner fünfzigjährigen Lehrtätigkeit feiern können, geehrt und geliebt von der ganzen Gemeinde. Mit Ausnahme der ganz Alten war nahezu die gesamte Einwohnerschaft von Osterbruch bei ihm in die Schule gegangen. Von seinen fünfzig Dienstjahren hatte der alte Herr allein zweiundvierzig an seiner letzten Stelle ausgehalten. In dieser langen Zeit war er mit der Gemeinde völlig verwachsen, hatte Freud' und Leid mit ihr durchlebt, manche Hoffnung begraben und manche Änderung über sich ergehen lassen müssen.

Der Verstorbene war allezeit bieder und fromm und ganz in den Anschauungen der alten Zeit befangen gewesen; er hatte über manches Neue den Kopf geschüttelt, ohne ihm jedoch Widerstand entgegenzusetzen; er nahm es hin in kindlichem Vertrauen auf seinen Gott. Dennoch hatte er nicht hindern können, daß selbst die enge Welt seines Dorfes ihm gegen Ende seines Lebens immer fremder und unverständlicher wurde. Für das Verlorene suchte und fand er Ersatz in seiner Schulstube. Da änderte sich in der Verfassung nichts; da regierte er allein, und der fremde Geist konnte nicht über die Schwelle. Das Leben zwischen den vier Wänden der Schulstube zeigte jedes Jahr dasselbe Bild: Ostern die kleine Schar der Abgehenden und dann wieder die neuen Ankömmlinge, die an ihre Stelle traten. Das war nun schon zweiundvierzig Jahre

so gewesen und erledigte sich alles von selbst nach einer zur Gewohnheit gewordenen Form.

Nun war er tot, der alte Herr.

Eines Morgens, als schon die Hälfte der Kinder in der Klasse versammelt war, öffneten sich plötzlich leise die Thür; die alte Haushälterin erschien mit rotgeweinten Augen und sagte mit schluchzender Stimme: „Herr Brinkmann kummt nich; ji könnt na Sus gahn.“

Die Kinder ahnten sofort, daß da etwas Ernsthaftes passiert sein mußte, und schlichen leise hinaus; einige Mädchen heftig weinend.

Und dann mußte es bald das ganze Dorf. Manche stille Träne folgte dem alten Lehrer. Als man ihn in die Erde senkte, da war nicht einer unter den Leidtragenden, der nicht das Bewußtsein gehabt hätte: Wir haben einen treuen Freund begraben.

In der Folgezeit beschäftigte die Alten und Jungen im Dorfe am meisten die Frage: Wer wird an seine Stelle treten?

Die Vakanz dauerte nur kurze Zeit.

Es mochten ungefähr vier oder fünf Wochen nach dem plötzlichen Tode des alten Herrn Brinkmann vergangen sein, da kam eines Tages ein junger Mensch ins Dorf und ging direkt zum Pastorhause. Der Pastor war, wie in den meisten preussischen Dörfern, der Ortsschulinspektor. Nach kaum einer halben Stunde kamen beide, der Pastor und der junge Mensch, und gingen nach dem Schulhause.

Da wußten die Leute in Osterbruch, daß der junge Mensch der neue Lehrer war. Nach und nach erfuhren sie dann noch mehr. Er hieß Hellmann, war etwa sechsundzwanzig Jahre alt, ledig und hatte weder Vater noch Mutter mehr.

Man war dem neuen Lehrer gegenüber zunächst zurückhaltend, ja mißtrauisch. Für einen jungen Lehrer ist es

sehr schwertig, das geistige Erbtell eines Vorgängers anzutreten, der zweiundvierzig Jahre auf seiner Stelle gewirkt hat. Aber Hellmann ging, wie es schien, mit einer erstaunlichen Sorglosigkeit an seine Arbeit und kümmerte sich wenig darum, was die Leute redeten. Im übrigen war er ein begeisterter Lehrer. Die Kinder gingen schon nach kurzer Zeit für ihn durchs Feuer. Bei dem alten Herrn Brinkmann war es immer ein wenig steif und ernst zugegangen; bei dem neuen Lehrer war das ganz anders; der spielte und tollte mit den Kindern, als ob er selbst noch ein Junge wäre. Auch im Unterricht ging's lustig her. Niemand wußte so viel herrliche Geschichten zu erzählen, und in der Naturgeschichtsstunde hatte er immer interessante Dinge zu zeigen; bald war es eine seltsame Pflanze, bald ein Tier oder ein merkwürdiger Stein. Das alles brachte er von seinen täglichen Spaziergängen mit.

Es gab nicht wenige unter den Dorfältesten, die über das Wesen des neuen Lehrers bedenklich den Kopf schüttelten; aber vorläufig hatte die Jugend das Wort.

Auch Gerd Wullenweber hatte seine bitteren Tränen geweint, als der alte Herr Brinkmann gestorben war; aber es dauerte nicht lange, da hatte er Freundschaft geschlossen mit dem neuen Lehrer und der mit ihm. Hellmann hatte schon nach kurzer Zeit den aufgeweckten und lernbegierigen Knaben liebgewonnen, und so war es ganz natürlich, daß er ihn eines schönen Sonntagnachmittags in Eckernworth besuchte. Das war für die Eckernworther ein Ereignis. Der Großvater nötigte ihn auf das Kanapee nieder; die Alte deckte eine schneeweiße Linnendecke über den Tisch und brachte Kaffee und Weißbrot, und bald fühlte Hellmann sich in diesem Kreise heimisch, als wäre er ein alter Bekannter.

Das Gespräch drehte sich zunächst um allgemeine An-
gelegenheiten; aber sehr bald kam man auf die Schule zu

sprechen, und natürlich fragte der Alte, wie sich der Gerd in der Schule mache. Ehe jedoch der Lehrer antworten konnte, sagte der Alte fast barsch: „Gerd, gib nut und giv de Käuße noch 'n Futter vor!“ Gerd ging hinaus. „So, Herr Hellmann,“ fuhr der Alte fort, „nu vertelln Se man.“ Und dann hörte der Alte, wie der Gerd der begabteste, fleißigste und willigste Schüler sei. Der Alte sagte zwar nichts dazu; aber doch war er stolz auf seinen Gerd.

„De Welt is anners worn as to mine Tid,“ fing der Großvater plötzlich das ins Stöcken geratene Gespräch wieder an, „upstunns möt se in de Schpole vele nimodsche Saken lehren; to mine Tid was't naug, wenn de Kinner lesen un bäen konn'n*. Dat anner was Nebensake. Un wi slind 'r ok mit utkamen. Aber vondage is dat alles anners. Wo hr is't, lehren kann de Minsch nich tau vel; aber t' is nich gaud, wenn dat Ei kläuter is as de Hennen.“

Hellmann merkte, woher der Wind wehte, hütete sich aber, die Bedenken des Alten noch zu bestärken. „Die Zeit geht eben weiter, Wullenwebers Vater, dagegen ist nichts zu machen; aber dafür ist gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.“

„Ja,“ erwiderte der Alte, indem er den Lehrer groß ansah, „un dat is en Segen.“

Die Großmutter saß im Lehnstuhl und sagte nichts. Gerd war wieder hereingekommen und hatte sich hinter den Stuhl des Großvaters gestellt. Der Alte paffte gewaltige Wolken aus seiner Pfeife. Da sagte plötzlich der Lehrer: „Wie wäre es, Gerd, wenn wir einen Spaziergang machten? Hast du Lust? Sie haben wohl nichts dagegen, Wullenwebers Vater?“ „Nee,“ sagte der Alte, „nehmen Se 'n man mal mit, dat he mal henuckummt**; he ward süs noch en Bäukerworm.“

* beten konnten. ** hinauskommt.

Die Mutter, die bisher strickend am Fenster gefessen hatte, strich schnell noch einige Male an ihrem Jungen herunter und zupfte ihm den Anzug zurecht; dann gingen die beiden, Lehrer und Schüler, in die Heide, die sich in nördlicher Richtung von Eckernworth meilenweit ausdehnte. Gerd ging nebenher und sagte kein Wort. Das Alleinsein mit dem Lehrer machte ihn befangen. Aber das dauerte nicht lange. Hellmann knüpfte an mancherlei Dinge, an denen sie vorübergingen, und die dem Knaben seit langem vom Ansehen bekannt waren, freundliche Erörterungen. Da war keine Blume, noch so klein und unscheinbar, die er nicht kannte; da flog und sang kein Vogel, von dem er nicht etwas zu erzählen wußte. Und alles, was er sagte, waren Worte, nicht wie sie ein Lehrer an den Schüler, sondern wie sie ein älterer Freund an den jüngeren richtete. Da war die Befangenheit bald gewichen, und Gerd begann Fragen zu stellen. Aber alle die kleinen Dinge seiner Umgebung, die er nur oberflächlich kannte, erfuhr er aus dem Munde seines Begleiters Einzelheiten, die ihn höchlichst interessierten, und die den Wunsch in ihm rege machten, mehr darüber zu erfahren. Das unscheinbare Heidekraut, die kleinen braunen und blauen Schmetterlinge, die sich darauf wiegten, der Hase, der vor ihnen die Flucht nahm, das Eichhörnchen, das sie in einer Kieferndickung beobachteten, das alles erschien nun dem Knaben in einem neuen Lichte, und er lauschte voll Aufmerksamkeit den Worten seines Lehrers. Hellmann hatte augenscheinlich großes Wohlgefallen an der Gesellschaft seines aufgeweckten und wißbegierigen Schülers und wurde nicht müde, mit ihm über mancherlei Dinge zu reden. Vom Eifer röteten sich die Wangen der beiden, und ihre Augen glänzten; es war ihnen, als befänden sie sich auf einer Entdeckungsfahrt. Die Zeit verstrich schnell, und als sie sich endlich hinter Eckernworth zum Abschied die Hände

reichten, hatten beide den lebhaften Wunsch, solchen gemeinsamen Gang noch öfter zu wiederholen.

Als Gerd an diesem Abend wachend im Bette lag, beschäftigten sich seine Gedanken noch lange mit dem Neuen, was er gehört hatte, und mit Bewunderung und Liebe gedachte er seines Lehrers, seines Freundes.

In der Folgezeit kam Hellmann häufiger, um seinen Zögling zu einem gemeinsamen Gange durch Wald und Heide abzuholen. Schließlich wurden diese Wanderungen zu einer Einrichtung, an die man beiderseits sich gern gewöhnte. Das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler wurde immer inniger.

Der Alte in Eckernworth sah nicht ohne Mißtrauen, welchen großen Einfluß Hellmann auf den Knaben gewann, und nahm sich vor, ein wachsameres Auge auf die beiden zu haben.



Der Schacht.

An die Eisenbahn hatte man sich allmählich gewöhnt. Zu machen war nichts dagegen, und schließlich waren die Vortheile doch zu augenfällig, als daß man sie hätte leugnen können. So verstummte das Gerede darüber mit der Zeit, und selbst so hartgefottene Gegner wie der Alte in Eckernworth wurden still, wenn auch der Funke ihres Hasses unter der Asche weiterglimmte. Aber es war, als ob der Satan seine Hand im Spiele hätte: Raum waren nach der Einweihung der Bahn zwei Jahre verfstrichen, da schwirrte ein neues Gerücht beunruhigend durch die Luft und fand seinen Weg bis Eckernworth. Es hieß, in der Nähe des Bahnhofes werde nach Kalisalzen gebohrt, und man habe gute Aussicht, „sündig“ zu werden. Wenn die Aussicht sich erfüllte, wolle man einen großen Schacht bauen und so weiter. Zunächst war es nur ein Gerücht; aber bald mußte man Genaueres zu berichten; denn nun wurden eine große Menge eiserner Röhren angefahren; ein Bohrturm wurde errichtet, und bald darauf sah man an dem aufsteigenden Rauch der Dampfmaschine, daß wirklich im Turm gearbeitet wurde.

„t kummt alle Dage wat Nies* up,“ sagte der Alte gedankenvoll zu seinem Sohne, der neben ihm vor der Türe in Eckernworth stand. Sie sahen beide hinüber nach dem Bohrturm. Der junge Bauer schwieg, wie er es in Gegenwart seines Vaters gewohnt war. Dann stieg er die kurze Leiter hinan auf den Scheunenboden und warf einige Bunde Stroh zum Streuen für das Vieh hinab. Als er wieder herunter stieg, stand der Alte noch immer an derselben Stelle, die Blicke nach Osten auf den Bohrturm geheftet. In die-

* Neues.

fem Augenblick machte er den Eindruck eines Sehers, vor dessen inneren Augen sich die Zukunft entschleiert. Er sah mit seinem klaren Verstand, wie Schritt für Schritt das Neue an Boden gewann. Da half kein Widerstreben. Das Alte ging rettungslos zugrunde. Wenn die dort fanden, was sie suchten, dann würden sie dort an der Stelle, wo bis heute fruchtbare Felder sich dehnten, eine große Fabrik errichten. Viele Hunderte von Arbeitern würden sie beschäftigen; fremdes Volk würde massenhaft ins Land kommen. Und die Bauern? In seinen Augen blühte es zornig auf; sie verkauften das Land, das sie von ihren Vätern ererbt hatten, für ein Lumpengeld an die Herren der Bohrgesellschaft, weil sie keine Lust mehr hatten, zu arbeiten und ein feines Leben führen wollten.

„Alte Tid is vorbi,“ murmelte er zwischen den Zähnen. Aber der Sohn hatte die Worte gehört und warf einen scheuen Blick auf seinen Vater.

Endlich ermannte sich der Alte, holte das Sensenblatt und schnitt die langen Strohbunde mitten durch; aber seine innere Bewegung war deutlich zu spüren; was er sonst mit einiger Bedächtigkeit vollführte, das geschah heute mit stoßweiser Hast. Wütend fuhr die Sense durch das Stroh.

In den beiden folgenden Jahren nahmen die Dinge ziemlich genau denselben Verlauf, wie der Alte vorausgesehen hatte. Die Bohrgesellschaft entdeckte in einigen hundert Metern Tiefe ein mächtiges Salzlager. Die Arbeiten nahmen immer größeren Umfang an; immer mehr Arbeiter wurden eingestellt, und weil der Verdienst gut war, so gingen viele Söhne von Kleinbauern „zum Schacht“ und brachten am Sonnabend eine Handvoll Geld ins Haus. Bares Geld war damals in jenen Kreisen ein rarer Artikel. Die Bauern schimpften zwar, weil sie keine Knechte bekommen konnten; aber das änderte natürlich nichts; entweder mußten sie beträchtlich höhere Löhne zahlen, oder sie mußten

Walen und Galtzier ins Dorf holen. Meistens taten sie das letztere. Wer heute durchs Dorf ging, der sah mehr fremde Gesichter als einheimische, und statt der vertrauten Muttersprache hörte man auf den Bauernhöfen mißtönende fremde Laute.

Inzwischen gingen die Arbeiten am Schacht mit fast überhafter Schnelligkeit weiter. Große Gebäude wurden aufgeführt, neben denen sich ein gewaltiger Schornstein erhob, der mindestens doppelt so hoch war als der heimische Kirchturm. Eine geräumige Maschinenhalle entstand, in der riesige Dynamos aufgestellt wurden. Wie es hieß, wollte die Bohrergesellschaft mit dem Schacht eine elektrische Überlandzentrale verbinden und an die Dörfer im Umkreis den elektrischen Strom abgeben. Die Verhandlungen mit den einzelnen Gemeinden waren in vollem Gange, und an verschiedenen Stellen wurden schon Vermessungen vorgenommen. Kurzum, die wirtschaftlichen Verhältnisse der Gegend wurden durch die neuen Einrichtungen wiederum aufs tiefste ergriffen und verändert, und ein Ende dieser Entwicklung war nicht abzusehen.

Den jungen Leuten in Eckernwörth, besonders dem Ranne, war im letzten Jahre schon verschiedene Male der Gedanke gekommen, daß es sehr gut sein würde, wenn auch nach Eckernwörth etwas mehr Geld ins Haus käme und sie hatten in ihrer Kammer gelegentlich darüber gesprochen, ob man nicht ebensogut zum Schacht gehen könne, wie die anderen. Natürlich hatten sie das nicht laut werden lassen aus Scheu vor dem Alten. Aber in dem jungen Bauern regte sich etwas von dem ererbten Trotz. Sollte man sich hier auf dem Hofe zeitlebens als Knecht behandeln lassen? Man war doch jung! Das bißchen Arbeit im Hause konnte der Alte noch recht gut allein besorgen; außerdem waren die beiden Frauen da, und in der Ernte würde man selbstverständlich mithelfen. Es dauerte nicht

lange, da war der junge Bauer fest entschlossen, Arbeit beim Schacht zu nehmen, und eines Tages, es war beim Holzzerkleinern neben dem Büllstall, platzte er mit seinem Plan heraus. Ganz geheuer war ihm nicht dabei, und er machte den Eindruck, als wollte er das entfahrene Wort wieder zurückholen. Aber seltsam, der Alte sagte nichts, auch nicht ein Wort; er führte mit der Art mächtige Schläge auf das Holz, so daß es fast den Anschein hatte, als habe er die Worte seines Sohnes nicht gehört. In Wirklichkeit hatte er alles vernommen; aber der Entschluß wunderte ihn nicht, weil er ihn längst erwartet hatte. Nun empfand er eine Art grimmiger Genugthuung darüber, daß seine Vermutung eingetroffen war. Zudem kannte er sein eigenes Fleisch und Blut, um zu wissen, daß der Junge sich von seinem Vorsatze nicht abbringen lassen würde.

Und so hieben die beiden, ohne weiter ein Wort zu sprechen, auf das Holz ein, daß die Splitter flogen. Der zornige Ausbruch des Alten, den der junge Bauer erwartet hatte, blieb aus. Der Alte gab sich drein. Was sollte er auch dagegen machen? Die Dinge gingen ihren Gang. Schon am nächsten Tage ging der Sohn nach dem Schacht und meldete sich zur Arbeit; er wurde sofort eingestellt. —

Von dem Tage an wurde der Alte noch wortkarger als zuvor. Hatte er sonst frühmorgens am Kaffeetisch mit seinem Sohne über die Arbeiten gesprochen, die der Tag erforderte, so unterblieb auch das hinfort. Die Frauen hatten einen schweren Stand; sie mußten häufig erraten, was er wollte, und wenn sie's nicht immer trafen, gab es harte Worte. Noch rastloser als vordem wurde gearbeitet; der Alte arbeitete für zwei, als müsse er die fehlende Kraft des jungen Bauern ersetzen. Und kein Wort der Klage kam jemals über seine Lippen; nur abends, nach beendetem Tagewerk, fiel er schwer auf sein Lager.

Als der Sohn am nächsten Sonnabend spät abends zu Hause kam, rüttelte er seine Frau aus dem Schlafe. Dann griff er in die Tasche. „Hier, Emma, kieh her!“ Da warf er klirrend den Wochenlohn auf die Kommode. Sie war berauscht und schwankte ein wenig; sie merkte es nicht, freute sich aber doch über das Geld. „Dat is uf' dat Geld, dat wi beholt,“ sagte er und legte es sorgsam in einen Kasten. Dann wusch er sich und löschte das Licht aus; sie waren beide zu müde, um noch länger zu reden.



Der graue Wolf.

Eine halbe Stunde von Eckerneworth entfernt in der einsamen Heide am Rande eines hochstämmigen dunklen Föhrenwaldes liegt ein mächtiger Stein, einer jener Findlinge, die vor Jahrtausenden die Gletscher der Eiszeit von Norden ins Land getragen haben. Groß ist die Zahl dieser Granitblöcke, die weit verstreut in der Heide liegen, und viele von ihnen werden alljährlich von den Bauern zersprengt, um billiges Material zum Pflastern der Landstraßen zu gewinnen. So geht über die Zeugen der Vergangenheit der rasende Verkehr der neuen Zeit. Nur die gewaltigsten unter ihnen haben bis jetzt den menschlichen Anstrengungen getrost; vielleicht empfand man auch etwas wie Ehrfurcht vor den steinernen Riesen und ließ sie deshalb unangetastet.

Der Findling in der Eckerneworther Heide war der mächtigste in weitem Umkreis; den Landleuten war er wohlbekannt; sie nannten ihn den „grauen Wolf“. Der Name stammte aus jener nun auch schon weit zurückliegenden Zeit, als neben Ur und Luchs noch Wölfe in den schier undurchdringlichen Wäldern hausten, und war sehr bezeichnend. Wenn der Abend kam und Nebelschleier über die Heide wogten, dann mochte das graue Ungetüm dem einsamen Wanderer wohl als ein gespenstiger riesenhafter Wolf erscheinen. So kam es auch, daß die Sage seltsame und schauerliche Dinge von dem grauen Wolf zu erzählen wußte. Manchem herzhaften Bauernjungen liefern, wenn am Winterabend der Großvater die Geschichten vom grauen Wolf in der Heide erzählte, kalte Schauer den Rücken entlang.

Am einem Nachmittage im Juni gingen Sellmann und Gerb durch die Heide in der Richtung auf den grauen

Bolk zu. Obschon die Sonne tief am Himmel stand, blühten sie gemächlich durch den sandigen Weg. Sie machten ihren gemeinsamen Spaziergang, der ihnen mit der Zeit zu einer ungern entbehrten Gewohnheit geworden war. Heute war es ein wenig später als sonst geworden, weil Gerd auf der Wiese beim Heumachen hatte helfen müssen. Als dann aber das letzte Fuder in der Scheune war, hatte er schnell das einfache Abendbrot verzehrt und dem Freunde gefolgt. Dem Freunde; das Verhältnis zwischen beiden war im Laufe der Jahre immer herzlicher geworden, so daß wenig mehr daran erinnerte, daß er eine der Lehrer und der andere der Schüler war. So hatte Hellmann es gewollt und war glücklich, daß er in Gerd einen jungen Freund gefunden, dessen empfänglicher Geist und weiches Gemüt der rechte Boden war, dem er seine Saat anvertrauen konnte. Wen wollte er auch finden, der mit so durstigen Zügen die Worte des geliebten Lehrers aufgenommen hätte? Und er selbst war noch in dem glücklichen Alter, in dem ein Unterschied von fünf Jahren nicht hindert, sich restlos mitzuteilen. Gerd wiederum besaß den natürlichen Takt unverdorbener Menschen, der ihn davor bewahrte, das grenzenlose Vertrauen des älteren Freundes zu mißbrauchen. Hinzu kam, daß zu Hause niemand war, mit dem er über Dinge, die ihn interessierten, so ausgiebig und rückhaltlos sprechen konnte wie mit Hellmann. So war es ganz allmählich gekommen, daß die beiden Freunde einander nicht mehr entfernen konnten, und wenn die festgesetzte Stunde kam, blickte Gerds Augen voll Erwartung den Fußweg entlang, der Eckernworth durch die Föhren nach Osterbruch führte, kaum sah er den Freund durch die Föhren kommen, war er auch schon draußen und ging ihm entgegen. Der Tag war heiß gewesen; jetzt wurde die Luft wundervoll mild. Als Eckernworth für die beiden Wanderer

längst hinter Bodenwellen und Föhren verschwunden war, blieb Hellmann plötzlich stehen und zeigte auf die üppigen Polster, mit denen die Heide über die Böschungen des Weges hing. „Wie schön ist das!“ Dann gingen sie wieder langsam weiter. Der Weg führte jetzt durch hohen Föhrenbestand und war über und über mit trockenen Föhrenzapfen bestreut. Ein Hase hoppelte querüber. „Hast du gesehen, Gerd? Das bedeutet nichts Gutes für uns.“ Hellmann lachte und Gerd lachte mit. Nach einer Weile sagte der nachdenkliche Junge: „Seitdem Sie mich auf Ihren Spaziergängen mitnehmen und mich die verborgenen Schönheiten unserer Heimat kennen lehren, wundere ich mich gar nicht mehr über den Aberglauben unserer Leute; die wissen so wenig von den Dingen, die sie umgeben, daß sie überall Geheimnisvolles vermuten. Sagten Sie nicht neulich erst, wo das Wissen aufhöre, fange der Glaube an? Mich dünkt, Glaube und Aberglaube sind nahe Verwandte.“

„hm,“ antwortete Hellmann und sah seinen gelehrigen Schüler groß an, „recht hast du natürlich; aber ich sage dir, die Sache hat auch ihre angenehme Seite: Nicht nur Glaube und Aberglaube fangen an, wo das Wissen aufhört; auch das Fabulieren beginnt dort. Wo der Verstand die Waffen streckt, da beginnt die Phantasie ihr lustiges Handwerk. Wo wären all die Märchen und Sagen, wenn nur der nüchterne Verstand regierte?“

„Meinen Sie das wirklich?“ wandte Gerd ein; „aber ich erinnere mich, wie wir eines Abends auch diesen Weg gingen; an jenem Abend sprachen Sie von unseren großen Dichtern und Denkern. Haben sie uns nicht bewiesen, daß neben einer glühenden Phantasie auch der klarste Verstand Raum hat?“

Hellmann stuzte nun ein wenig; dann lächelte er vergnügt. „Du hast Gedanken wie ein altes Haus, Gerd.“

„Wahrhaftig, wir müssen die Rollen tauschen; ich gebe dir den Föhrenstamm an, aber nun frage ich dich: Sieh dir jetzt dort die Föhrenstämme an, wie sie rot aufleuchten im Schein der untergehenden Sonne, und daneben das dunkle Grün der Kronen. Ist das nun nicht auch wieder ein Stück aus dem Märchen? Und sieh dort das undurchdringliche Dunkel zwischen den grauen Stämmen; ist es nicht, als würde dort im nächsten Augenblick das fabelhafte Einhorn hervortreten und mit seinen wilden Augen in die unerkannte Welt blicken?“

Gerd sah seinen Freund bewundernd an. „Ich glaube,“ sagte er dann leise, „Sie sind auch ein Dichter.“

„Lieber Junge,“ antwortete Hellmann, „wenn du das sagen willst, daß auch in mir neben dem Verstand ein wenig Raum geblieben ist für die Zauberin Phantasie, dann sollst du recht haben. Die Menschen beklage ich wahrhaftig, die für nichts anderes Sinn haben als für die neuen Schweine- und Butterpreise. Es gibt hier herum nicht eine einzige von der Sorte.“

„Da ist der graue Wolf,“ sagte Gerd, als der Föhrenstamm an der linken Seite des Weges plötzlich aufhörte, und der Blick auf die Eckernwörther Heide frei wurde. Die Heide blieb bei dem unerwarteten Anblick, der sich ihnen wie geblendet stehen. Die Sonne war dem Horizonte untergegangen; ihr ungeheurer Feuerball ergoß ein Meer von Licht über die Heide. Busch und Baum und Heide und Stein waren in strahlend goldbraune Glut getaucht. In der unerhörten Pracht zitterte ein Hauch von Wehmut über die Heide. Die beiden fühlten es deutlich, und Hellmann verlieh ihm Ausdruck.

„So stirbt die Schönheit, wenn sie am höchsten begehrt.“

Gerd stand noch immer in wortloser Bewunderung der untergehenden Pracht. Hellmann hatte sich inzwischen auf

den Grabenrand gesetzt. Als Gerd sich endlich umwandte, ihm zu folgen, entfuhr seinem Munde ein Ausruf neuen Erstaunens: Die Stämme der hohen Föhren am Wege standen wie brennende Fackeln in der dunkelgrünen Nadelmasse.

„Nun sind wir“, sagte er im Niedersetzen, „so vielmal an dieser Stelle gewesen und haben doch niemals diese Schönheit gesehen.“

„Und können“, fuhr Hellmann fort, „hundertmal wiederkommen und wieder nichts finden. Darum, lieber Gerd, laß uns das feltene Fest der Schönheit würdig feiern.“

„Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt.“

Während die beiden Freunde am Waldrande lagerten und jeder in seiner Art das wundervolle Schauspiel der Natur auf sich wirken ließ, sank die Sonne langsam immer tiefer, der Glanz erlosch, und zwischen Busch und Kraut lauerten graue Schatten nieder.

„Wir haben über dem Anblick der Sonne ganz den grauen Wolf vergessen,“ sagte nach einer Weile Hellmann.

Je mehr die Dämmerung hereinbrach, desto gespenstischer ragte der mächtige Stein aus der braunen Heide hervor.

„Du kennst ja die Geschichte des Grauen,“ begann Hellmann wieder; „ich habe sie dir oft genug erzählt. Wir sind uns vollkommen klar über seine Herkunft, und dennoch, das wirst du mir gern bestätigen, dennoch umgibt diesen Zeugen grauer Vorzeit der Schleier des Geheimnisvollen. Sieh ihn dir nur an, wie er zu uns herüberblickt. Er sieht wahrhaftig aus wie eines der grauen Untiere, die in früheren Zeiten der Schrecken dieser Gegend waren. Wenn der reden könnte! Aber ich sage dir — bei diesen Worten richtete Hellmann sich auf, und seine Augen leuchteten —, ich sage dir, er redet; redet aus steinernem Munde; man muß ihn nur verstehen lernen.“

Und dann zog der Lehrer ein kleines Notizbuch hervor
 und las in gedämpftem Tone langsam und feierlich das
 gende Gedicht:

Der Opferstein.

Einsam in der weiten Heide,
 Moos- und flechtenübertüchert,
 Liegt seit vielen tausend Jahren
 Grau und stumm der mächt'ge Stein.

Doch zur Zeit der Sonnenwende,
 Wenn um Mitternacht des Mondes
 Bleiche Strahlen niederfließen,
 Wird's am grauen Stein lebendig.

Aus dem Dunkel grauer Föhren,
 Stumm, mit feierlichen Mienen,
 Schreiten hochgewachsne Männer
 Nach dem alten grauen Steine.

Bart und Haare glänzen rötlich;
 Unter ihren busch'gen Brauen,
 Finster drohend, Unglück kündend,
 Funkeln ihre blauen Augen.

Um die Schultern, um die Lenden
 Tragen sie das Fell des Bären;
 In dem Gürtel blüht das Messer,
 Und die Rechte faßt den Speer.

Ohne Laut bewegt der Zug sich
 Schattenhaft im Mondenscheine;
 Und in seiner Mitte schreitet
 Aufrecht, stumm ein schöner Jüngling.

Bleich und klagend küßt das Mondlicht
 Seine nackten weißen Schultern;
 Küßt die Fesseln an den Händen
 Und das stolze Angesicht.

Und ein weltentrücktes Leuchten
 Blist aus seinen dunklen Augen.
 „Roma!“ hauchen seine Lippen,
 Und nach Süden irrt der Blick.

Angelangt am Opfersteine,
 Ordnet sich die Schar zum Kreise.
 In der Mitte steht der Priester
 Und der blasse stolze Fremdling.

Und der Priester winkt den Männern;
 Ihre rohen Fäuste zerrn
 Ohne Widerstand den Römer
 Nieder auf den heil'gen Stein.

Einmal hebt er noch das bleiche
 Stolze Angesicht nach Süden . . .
 Blistend fährt des Priesters Messer
 Bis ans Hest ihm in die Brust.

Nur ein dumpfer Seufzer röchelt —
 Und der Mond verbirgt sein Antlitz.
 Durch die alten Föhren flüstert
 Scheu ein Lied von Dual und Grauen. — —

Feierlich, wie sie gekommen,
 Ziehn die Schatten jetzt von dannen
 Und verschwinden in den Föhren,
 Die im tiefsten Grund erschauern.

Fahl und zitternd weilt das Mondlicht
 Auf der grauenvollen Stätte;
 Von dem Opfersteine rieseln
 Blut'ge Tränen auf den Grund. —

Leuchtend scheint die Morgensonne
 Auf den toten, blassen Jüngling;
 Und die düstern Boten Odins
 Stürzen auf das Opfer sich.

Die Sonne war völlig untergegangen und das Abend-erloschen; die Stämme der Föhren sahen wieder kalt grau herüber.

„Laß uns nach Hause gehen,“ sagte Hellmann. Gerd er-achte aus einer tiefen Erschütterung. Schweigend traten beiden an den grauen Stein heran, und es schien Gerd, sähe er auf seiner Oberfläche zwischen den trockenen-chten Spuren von Blut.

Da blitzten plötzlich aus östlicher Richtung vom Schacht die elektrischen Bogenlampen auf und sandten ihre-rahlen weithin in die einsame Heide.

„Merk auf, Gerd, was ich dir jetzt sage!“ Die Stimme Lehrers klang von innerer Erregung zitternd und gep-mpft. „Siehst du dort die elektrischen Lampen? Sie reden-er und dringender noch als dieser graue Stein; sie reden Sprache der neuen Zeit, die vor unseren Toren steht. e alten Götter, denen auf diesem Steine das Blut der-embdlinge geopfert wurde, sie sind unterlegen. Die Fremd-ge haben dennoch gesiegt; denn sie waren die Bringer-er neuen, höheren Kultur. Jahrtausende sind vorüber-ogen; das Christentum ist in die germanischen Wälder-gedrungen. Die Wälder sind gerodet; das Land ist be-ut. Dörfer und Städte sind gegründet. Kunst und Wissen-ast sind erblüht. Von göttlicher und menschlicher Liebe- man den Barbaren gepredigt, und mit Blut und Eisen- man Land und Volk erobert. Das Zusammenleben der-enschen schafft unaufhörlich neue Bedürfnisse. Die Be-efnisse sind die Triebkraft der Entwicklung. Wieder sind-htausende vorübergezogen; die Reichen und Mächtigen-ven das Land in ihren Besitz gebracht und haben die-meren gezwungen, ihnen Dienste zu leisten; immer mehr!-d“ — drohend hob er seinen Arm gen Osten — „sie tun- heute noch. Man schlachtet keine Gefangene mehr, um- den Göttern zu opfern; aber man tut Schlimmeres. Die

Reichen und Mächtigen heuten die Armen rücksichtslos aus; in Werkstätten und Fabriken müssen sie frönen; aber sie bekommen den Lohn nicht, den sie verdienen. Sie schleppen ihr Leben unter freudloser Arbeit und Entbehrung hin und können nicht so viel erwerben, um sich an der Schön-heit des Lebens zu erfreuen. Und ihre Ausbeuter und Unterdrücker scharren Millionen zusammen. Und wenn sie sich rühren, die Unterdrückten, dann zwingt man sie nie-der mit Blut und Eisen. Wie früher, Gerd, genau wie früher.“

Hellmann hielt erschöpft einen Augenblick inne; dann flammte er wieder auf:

„Aber die Unterdrückten denken über ihr Elend nach und begreifen, daß der einzelne schwach und hilflos ist, und weil ihrer immer mehr werden, so schließen sie sich zusammen zu mächtigen Organisationen, wie die Bäume im Walde und die Halme im Ährenfeld. Und nun sind sie nicht mehr macht-los. Nun sind sie eine Macht, Gerd, der auf die Dauer nichts widerstehen kann; auf die Dauer nicht! Und auf ihren Schultern tragen sie die neue Zeit. Sie wird kommen, sie kommt schon jetzt. Da, jene Lichter sind die Morgen-röte der neuen Zeit, der Zeit des Sozialismus!“

Er hielt inne und lehnte sich an den Stein; sein Haupt sank ihm auf die Brust herab, und er atmete heftig.

Gerd blickte scheu zu ihm hinüber; er war nicht minder erregt. Die Leidenschaft, mit der Hellmann gesprochen, hatte auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht, und er wagte nicht, ein Wort zu reden.

Dann gingen sie schweigend heimwärts. Kurz vor Eckern-worth blieb Hellmann plötzlich stehen, legte Gerd die Hand auf die Schulter und sagte: „Gib mir deine Hand, Gerd. So, und nun, Gerd: Was heute abend unter uns ge-sprochen wurde, davon darf vorläufig niemand etwas er-fahren.“ Die Antwort wartete er nicht ab, drückte nur

Gerds Hand fest und innig und sagte kurz: „Und nun gute Nacht, mein Junge!“ Dann ging er schnell davon. Gerd stand noch einige Minuten an derselben Stelle und sah dem Davongehenden nach; in seiner Brust zitterten die Empfindungen, die Hellmanns Worte in ihm regt hatten. Als er an der Hofpforte angelangt war, wandte er sich noch einmal um. Dort hinten lag die Heide, düster und still, und hinter jenen Föhren lag der graue Wolf; aber vom Schacht herüber blühten die Vogelnarren und verbreiteten Tageshelle in ihrer Umgebung. Dort arbeiteten Hunderte fleißiger Menschen Tag und Nacht und blieben arm und elend. Nein! nein! schrie es in der Brust des Knaben, und er biß die Zähne aufeinander, wie jemand, der einen unumstößlichen Entschluß gefaßt hat. Dann ging er hinein und legte sich schlafen.



Das Unglück.

Als Gerd am andern Morgen aufstand, wunderte er sich beinahe, daß in Eckernworth alles noch so war wie vorher; seine lebhafteste Phantasie hatte die Gedanken Hellmanns vom Abend vorher weitergesponnen, und er sah im Geiste schon die Veränderungen, wie Hellmann sie prophezeit hatte, in Eckernworth zur Wirklichkeit werden. Trotzdem empfand er eine Art Beruhigung, daß alles vorläufig nur ein Traum gewesen. Im Garten vor dem Hause häufelte der Alte mit dem Pfluge die Kartoffeln an; die Mutter kam aus dem Kuhstall mit der frisch gemolkene Milch, und die Großmutter war in der Küche beschäftigt. Es war ein Bild wie an jedem andern Morgen. Gerd trank seinen Morgenkaffee und ging, vom alten Pollo, wie immer, bis durch die Eckernworther Föhren begleitet, zur Schule. Die Ringeltauben ruckten; der Pirol stötte; es war ein wundervoll taufrischer Morgen, und die Schatteten der Nacht waren schnell verflogen.

Da fuhr eines Tages wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein Ereignis dazwischen, das den Frieden in Eckernworth jäh zerstörte.

Es war Ende Juli. Das Korn war reif, und der Alte hatte die Sense geschärft. Am nächsten Morgen in aller Frühe gingen er und die junge Frau zum Mähen aufs Feld. Die Großmutter blieb im Hause und besorgte das Essen. Gerd war in der Schule. Um 10 Uhr sollte der Vater, der von seiner Nachtschicht im Schacht nach Hause kommen würde, ins Feld nachfolgen und mähen helfen. So hatte der Alte am Tage vorher bestimmt.

Aber der Vater kam nicht; an seiner Stelle kam ein Bote vom Schacht mit verstörtem Gesicht nach Eckernworth und

langte den Alten zu sprechen. Die Großmutter fragte, denn etwas passiert sei? Aber der Mann, dem vom Auserwählten fast der Auserwählte versagte, blickte sie scheu an und sprach nicht mit der Sprache heraus. „Ach du leere Herrin!“ rief die Großmutter und rang die Hände. „Johann, kommst du mi hier in de Ungewißheit sitzen laten? So segg mir doch! segg mi't doch!“ Aber der Bote schüttelte den Kopf: „Dat geiht nich, Wullenwebers Mutter, dat geiht nich; ji werkt noch fröhlich genaug gewohr.“ Dann ließ er den Weg aufs Feld zeigen. Die Großmutter stand in der Scheuentür und sah ihm nach. Dann ging sie in die Kammer; aber sie hatte keine Ruhe mehr, im nächsten Augenblick war sie wieder in der Tür und blickte aufs Feld hinaus. So verging eine schreckliche halbe Stunde.

Dann kam der Alte vom Felde heim; hinter ihm mühsamen Schrittes, schluchzend, die junge Bäuerin. Die Großmutter lehnte, die Schürze in der Hand und mit zitternden Gliedern am Türpfosten.

Der Alte hing die Sense an den Haken. Dann machte er sich stark und sagte zu den Frauen: „Kommt henin* in die Kammer.“ Als sie die Stubentür hinter sich geschlossen hatten, fiel die junge Frau laut schluchzend auf einen Stuhl. „Ja, Mudder,“ wandte sich der Alte plötzlich an die zitternd dastehende Frau, „hei is dod;“ dabei suchte sie ihre Hand zu fassen; aber die furchtbare Nachricht brachte der alten Frau die Besinnung; sie brach lautlos zusammen. Der Alte trug sie in die Kammer nebenan und legte sie auf's Bett; dann setzte er sich auf den Bettrand und hielt ihre krampfhaft zusammengeballte Hand in der Hand. So saß er, bis sie wieder die Augen öffnete. Das Unglück hatte ihr Gesicht völlig verzerrt. „Wo geiht di't, Mudder?“ Er strich ihr dabei mit der rauhen Hand über die Stirn. Dann kam die junge Frau in die Kammer;

hinein.

sie schluchzte noch immer. „Dat mi hen, Vader, na usen Frits!“ bat sie mit zitternden Lippen. Der Alte sah das arme Weib mitleidig an. „Dat geiht nich, Deern, du most hier bi us Mudder bliwen; eck mot hen un em halen.“ Dann richtete er sich hoch auf. „Un nu lat dat Sulen; dar is nij an to ännern.“ Damit ging er hinaus, legte frisches Stroh auf den Wagen, spannte die Röhre an und fuhr schweren Herzens durch all den goldenen Segen der Felder den Weg zum Schacht, um seinen toten Sohn nach Hause zu holen. — —

o o

Das Schicksal des Menschen ist erbarmungslos; es zeigt ihm das Leben als eine weite, fruchtbare und mit Blumen besetzte Flur; rüstig beginnt er seine Wanderung und findet vielleicht eine Stelle, die ihm gefällt. Da blitzen seine Augen; er arbeitet mit Hacke und Spaten, um sich behaglich einzurichten. Die Hoffnung spornt seine Kräfte zu immer neuer rastloser Arbeit.

Aber hinter irgendeinem Busch lauert schon das tückische Ungeheuer, um bei der ersten Gelegenheit den Ahnungslosen zu Boden zu schlagen.

So hatte es Gerds Vater getroffen. Als er im Begriffe stand, aus dem Dunkel des Schachtes zu Tage zu fahren, saß das Schicksal oben in einer Nische des Schachtes; die grauen Arme hob es empor, da sauste der Förderkorb krachend in die Tiefe. Und unten lag ein zerschmetterter, blutüberströmter Leichnam. Was hat es genützt, daß man nach den Ursachen forschete? Der Tote blieb tot.

Wenige Stunden nach dem Unglück hatte der Alte die Leiche seines Sohnes fast ohne Hilfe auf den Wagen geladen und fuhr, ohne auf die wehleidigen und geschäftigen Worte der Beamten zu hören, finster davon. Jede Begleitung lehnte er schroff ab. Als er mit seiner traurigen Last auf dem Feldweg nach Eckernwörth war, blickte er sich

um ersten Male um und überzeugte sich, daß der Mantel den toten Körper noch bedeckte. Dann hielt er auf dem Hofe. Niemand hatte ihn kommen hören; er ging leise in die Kammer der jungen Leute, rückte die Kissen auf dem Bett zurecht und öffnete weit die Thür. Dann hob er mit übermenschlicher Kraft den Toten vom Wagen und trug ihn auf das zurechtgemachte Lager. Damit war seine Kraft zu Ende. Als er in das zerschmetterte Gesicht seines Sohnes sah, hielt er sich mühsam am Bettpfosten: mit mächtigen Stößen erschütterte der Schmerz den starken Körper. Aber es waren nur wenige Augenblicke der Schwäche. Als dann die Stubenthür sich öffnete, da richtete er sich mit einem Ruck in die Höhe. Es war auch Zeit, daß seine Kraft zurückkehrte. Die junge Frau warf sich laut aufschreiend über die Leiche ihres Mannes, ihn ein über das andere Mal mit zärtlichen Namen rufend. Der Alte ging leise hinaus, brachte die Röhre in den Stall und gab ihnen Futter ein. Dann ging er hinein zu seiner Frau.

Kurz nach zwölf kam Gerd nach Hause. In der Hausthür kam ihm der Alte entgegen. „Büßt du en Kirl, Gerd?“ Gerd sah verwundert in das ernste Gesicht vor ihm und wußte nicht, wie der Großvater zu der seltsamen Frage kam. „Denn kumm,“ und damit führte ihn der Alte an das Totenbett seines Vaters. Der Knabe schrie in furchtbarem Schrecken so laut auf, daß es durch das Haus gellte, und stürzte zu seiner Mutter, die noch immer über den Toten gebeugt lag; sie streichelte mit unsagbarer Zärtlichkeit das Haupt ihres Jungen und schloß ihn weinend in die Arme.

Es geht alles seinen Gang, unerbittlich und unaufhaltbar. Wenn man alt genug ist, weiß man das und fügt sich ruhiger in das Unvermeidliche. Während Gerd mit zerrissener Seele umherging, als ob seine Welt aus den Fugen gegangen sei, blieb der Alte ruhig; äußerlich wenigstens sah ihm niemand an, welchen Schlag ihm das Schicksal

versetzt hatte; er tat seine Arbeiten wie sonst. Wieder wurde ihm die Arbeit zu einem Betäubungsmittel, mit dem er, nachdem sein Sohn auf so jammervolle Weise ums Leben gekommen war, die trüben Gedanken mannhafte niederrang. Als der Tote bestattet war, hätte ein Fremder kaum wahrgenommen, daß für das Häuflein Menschen in Eckerneworth das Schicksal alle Zukunftshoffnungen vernichtet hatte. Solange der Alte am Leben war und seine Kraft ihn nicht verließ, mochte es gehen; aber wenn der einmal die Augen schloß, was dann? Wer sollte dann den Hof übernehmen? Der Hausbau hatte Schulden gebracht. Wer sollte die abtragen? Gerd? Der Alte hatte längst die Hoffnung aufgegeben, aus Gerd einen Landmann zu machen, wie er ihn sich wünschte und wie er für Eckerneworth notwendig war. Der Junge war sicher nicht auf den Kopf gefallen, aber der hatte seine Bücher und seinen Hellmann und ließ im übrigen den Großvater sorgen. Auf Gerd war also nicht zu rechnen. Und gerade jetzt in der Ernte war das Fehlen einer Arbeitskraft doppelt merkbar.

Der Alte schuftete vom frühesten Morgen bis in die Dunkelheit hinein; seine Kräfte schienen sich zu verdoppeln; aber es war, als wälte über Eckerneworth ein Unstern. Die Ernte war trotz allen Fleißes weniger als mittelmäßig geraten. So ging auch das bißchen Geld, das die jungen Leute sich erspart hatten, für die Bezahlung der Zinsen drauf. Noch eine solche Mißernte, dann war das Unheil nicht abzusehen. Trübe Zeiten brachen über Eckerneworth herein.

Gerd hatte nicht die genügende Einsicht in die Verhältnisse, um das Unglück, das seinem Vaterhause drohte, begreifen zu können. Die neue Welt, die Hellmann ihm eröffnet, erfüllte seine Gedanken, und nächst der Liebe zur Heimat war nichts stärker in ihm als die Sehnsucht, hinauszukommen in die unbekanntere Welt da draußen.

Dieser Wunsch sollte eher, als Gerd es ahnte, in Erfüllung gehen.

Eines Tages im Spätherbst, als der Alte den Acker neben dem Hause umpflügte, kam der Lehrer vom Wege auf ihn zugeschritten. Nach den üblichen einleitenden Bemerkungen über Wetter und Ernte rückte er mit seinem Anliegen heraus und fragte den Alten, was er mit Gerd zu tun gedenke. Ostern würde der Junge aus der Schule kommen.

Der Alte hielt inne und setzte sich müde auf den Pflug. „'n Buer ward da sin Leue nich ut.“

„Das ist freilich auch meine Meinung, Willenwebers Vater,“ sagte der Lehrer; „und darum ist es notwendig, die Zeiten zu überlegen, was aus ihm werden kann. Der Junge hat die besten geistigen Fähigkeiten, und es wäre Jammer schade, wenn er die nicht anwenden könnte.“

Der Alte zuckte die Achseln; er dachte an seine Pläne, wie er früher mit Gerd gehabt hatte, und sagte, es klang fast wie Seufzen: „Se harrn mi helpen scholln*“; denn harr he siß nich Rupen** in'n Kopp set't. Ober wat helpt dat all; nu is't to lat.“***

„Nein, Willenwebers Vater,“ erwiderte Hellmann, „Sie dürfen mir keinen Vorwurf machen. Wäre es nicht unrecht gewesen, wenn ich nicht versucht hätte, die in dem Jungen schlummernden Kräfte zu wecken? Und was habe ich anders getan?“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Nee, nee, Herr Hellmann, so is't nich ganz wesen. Se harrn em seggen kunnt: Hier steiht din Vaderhus; hier büßt du bor'n† un hier gestürst du hen. Dat hebbt Se unnerlaten.“

„Sie irren, Willenwebers Vater; aber das war gar nicht nötig bei Gerd. Ich kenne hier niemand, der seine Heimat inbrünstiger liebt als er. Und doch würde er als Bauer, fürchte ich, sich nicht glücklich fühlen.“

* sollen. ** Raupen. *** nun ist's zu spät. † geboren.

„Dat is slimm, Herr Hellmann, wenn sich einer in sinen Stand nich woll füllt. Ober worum snackt wi doräwer —“

„Warum sollen wir nicht?“ entgegnete Hellmann, „wenn es zu seinem Nutzen sein kann! Gerd findet überall sein Fortkommen; es braucht nicht gerade auf dem Lande zu sein. Ich habe in Hannover einen guten Bekannten, der arbeitet in einer Maschinenschlosserei und verdient ein schönes Stück Geld. Ich glaube, das wäre etwas für Gerd.“

Der Alte wollte eine bittere Antwort geben; schluckte sie aber herunter und sagte: „'t ward of woll nich anners kamen.“ Das war alles, was er sagte; aber wie er es sagte, darin lag eine so grenzenlose Hoffnungslosigkeit, die jeden, der das Wesen dieses tatkräftigen Arbeitsmenschen kannte, erschüttern mußte. Das Schicksal begann auch ihn mühe zu machen. Sein harter, rückwärts gerichteter Sinn und seine ehrliche Liebe zu Gerd kämpften einen schweren Kampf.

Hellmann lenkte das Gespräch auf gleichgültigere Dinge; aber der Alte erhob sich und faßte mit fester Hand den Pflug. Da merkte Hellmann, daß es für ihn Zeit war, zu gehen. Und er ging gedankenvoll seiner Wohnung zu. —



Die Großstadt.

Hstern war wieder vorüber. Gerd war nun aus der Schule entlassen. Der Abschied von dieser Stätte, die er im Laufe der Jahre immer lieber gewonnen, war ihm sehr nahe gegangen; aber ihn tröstete, daß er den Verkehr mit dem geliebten Lehrer ganz in der alten Weise fortsetzen konnte. Anders war es ihm mit der Konfirmation in der Kirche gegangen. Je länger er mit Hellmann verkehrt und sich in dem beglückenden Gesilden einer freieren Denkungsart gemischt hatte, desto gleichgültiger wurde er gegen die religiösen und kirchlichen Bedürfnisse, wie sie in Eckernworth durch die Menschengedenken gepflegt wurden. Seit alters her war es in Eckernworth strenge Sitte gewesen, daß abwechselnd die alten und die jungen Leute am Sonntag zur Kirche gingen; und mindestens an den großen Festen des Kirchenjahres ging man zu Beichte und Abendmahl.

Gerd hatte ein Jahr lang zwar auch den Konfirmandenunterricht besucht; aber wenn nicht ein unentrinnbarer Zwang dahinter gewesen wäre, so wäre er aus freien Stücken wohl nicht hingegangen. Der Pastor war ein alter knöcherner Mann, der seine Weisheit zudem nicht einmal sonderlich schmachhaft zu machen verstand. Die Stunden, die Gerd den oberflächlichen und langweiligen Worten dieses trockenen und weltfremden Menschen opfern mußte, dünkten ihn gänzlich verlorene Zeit; und er wäre tausendmal lieber mit Hellmann durch Wald und Heide gestreift und hätte den lebendigen Worten des Freundes zugehört. Aber die geheiligte Sitte war ein Geses, gegen das anzugehen Vermessenheit gewesen wäre.

So ließ Gerd alles über sich ergehen; auch die Konfirmation mit dem Abendmahl ging vorüber, ohne daß er

tieferen Anteil an der feierlichen Handlung nahm; und als auf dem Heimwege die Großmutter die Gelegenheit benützte und allerlei wohlgemeinte, aber übelangebrachte Ermahnungen an ihn richtete, da überkam ihn gar ein feindseliger Tros, und er wurde mürrisch und widerspenstig. Lediglich die Nähe des Alten verhinderte, daß der Tros sich in lauten Worten Luft machte. Wenn er von Zeit zu Zeit einen Seitenblick zu dem Großvater hinüberwarf, erstarrte ihm jedes Wort auf der Zunge. Der ging feierlich mit großen Schritten an seiner Seite; er hatte, als sie aus der Kirche traten, Gerds Hand ergriffen und ihn dabei so seltsam angesehen, daß dem Jungen die Tränen in die Augen stiegen und er im Grunde seiner Seele erschauerte. Ach, wer konnte auch wissen, daß der Alte in dieser Stunde sich des Tages erinnerte, an dem sein eigener einziger Sohn an dieser selben Stelle aus Schule und Kirche ins Leben getreten war; sein eigener Sohn, den heute der grüne Nasen bedeckte.

Zu Hause angelangt, war der Alte der erste, der den schwarzen Kirchenanzug mit dem bequemen Hauszeug vertauschte und in Stall und Scheune nach dem Rechten sah.

Am Nachmittag kamen Verwandte und Gäste auf Besuch, auch Hellmann war darunter, und wenn niemand es sah, klopfte er Gerd auf die Schulter oder drückte ihm ermutigend die Hand. Die Stunden gingen rasch vorüber, und Gerd war froh, als alle wieder fort gingen. Seine Brust war zum Zerspringen voll, und er wäre am liebsten in die Heide gelaufen und hätte sich ausgeweint. Warum, das wußte er wohl selber nicht. Als die Dämmerung hereinbrach, sah er den Großvater im Hofe stehen; er winkte Gerd zu sich heran. Dann zeigte er nach Süden. „Da liegt Hannover, Gerd; da schaffst* du nu hen.“

Da war's um Gerds mühsam bewahrte Fassung geschehen; er schmiegte sich an den Großvater und fing hef-

* sollst.

g zu schluchzen an; unaufhaltsam rannen die heißen Tränen hervor. Aber dann legte sich die schwere Hand des Großvaters auf seine Schulter, und mit ein wenig zitternder Stimme sagte der Alte: „Nu weene nich, min Jung; ward allens noch wedder goot. Wer wat liht hat, den bint se överall in 'r Welt bruken. Un nu wes stille.“

Sie gingen ins Haus.

In dieser Nacht ereignete sich etwas Seltsames. Als alle im Hause schliefen, öffnete sich plötzlich Gerds Kammertür; der Großvater kam im Nachtzeug herein und trat an sein Bett.

„Sleest du all, Junge?“

„Nee, Großvater.“

„Wenn't di in Hannover nich gefällt, denn kumst du wedder na Hus. Hest hört, Gerd?“

„Ja, Großvater.“

Dann fühlte er, wie ihm der Großvater zärtlich über die Stirne strich.

„Nu slap ok god, min Jung. Gu'n Nacht, Gerd.“

„G'nacht, Großvater.“

Als der Alte die Kammer wieder verlassen hatte, strömte eine heiße Welle tiefster Liebe zu dem alten Manne durch die Brust des Knaben, und er nahm sich vor, niemals was zu tun, was der Großvater nicht billigte. In Gedanken an diese Vorsätze und an die Stadt, die ihm bevorstand, schlief er endlich ein. —

Der Tag des Abschieds rückte heran. In Gerd führten die Liebe zur Heimat und die Sehnsucht nach der Fremde einen harten Kampf. Je näher die Scheidesunde kam, desto unglücklicher wurde ihm zumute, und er atmete auf, als er sah, Hellmann werde mitreisen. Das hatte man ihm nicht dahin verschwiegen; der Großvater hatte es so gewollt. Die Frauen liefen, um ihre Nüchternheit zu verbergen, geschäftig im Hause hin und her. Nur der Alte war wie

gewöhnlich auf dem Felde. Die Mutter revidierte zum soundsovielten Male den Rucksack; er war so mit Kleidungsstücken und Eßwaren vollgestopft, als handelte es sich zum mindesten um eine Reise über das Weltmeer. Und dann ließ die gute Mutter sich erschöpft auf einen Stuhl fallen und seufzte, als sollte sie ihren Jungen für immer hergeben. Der Abschied wurde ihr sehr schwer; aber sie hatte längst verlernt zu klagen. Plötzlich ging die Haustür. Hellmann kam frisch Schrittes über die Schwelle. „Morgen, Wullenwebers Mutter; Morgen! Na, Gerd, all fertig? Donnerwetter, Wullenwebers Mutter,“ rief er lachend, als er den zum Plagen gefüllten Rucksack sah, „fürs erste Vierteljahr ist der Gerd nun aber versorgt. Also los, Gerd!“ Er sah nach der Uhr; „'s wird Zeit!“ Gerd schnallte den Rucksack über, nahm den Stock in die Hand und ging auf seine Mutter zu. „Adjüs, Mudder!“ Sie riß ihn noch einmal an sich. „Adjüs, min Gerd.“ Er machte sich schnell los. „Adjüs, Großmutter.“ Die Alte reichte ihm die eine Hand, mit der andern drückte sie die Schürze an die Augen. Im nächsten Augenblick marschirten die beiden Reisenden zur Tür hinaus. Der alte Pollo ließ es sich jedoch nicht nehmen und brachte sie eine Strecke auf den Weg. Als sie beim Garten um die Ecke bogen, blickte Gerd noch einmal zurück. Die beiden Frauen standen in der Tür, und die Mutter schrie herüber: „Schriev ok mal, Gerd!“ „Ja, Mudder,“ schrie er zurück; dann gingen sie rüstig weiter, und niemand sprach ein Wort. Das Schwerste stand noch bevor: der Abschied vom Großvater, an dessen Felde sie vorüber mußten. Als er sie kommen sah, ging er an den Weg und wartete, bis sie herankamen.

„G'n Morgen, Herr Hellmann!“

„Guten Morgen, Wullenwebers Vater!“

„Na, Gerd, schallt nu losgahn?“

„Ja, Großvater.“

„Hebdt di de Frunslie of ornlich verproviantiert? Dat is recht. Na, min Jung, denn hol di hart.“ Damit drückte er ihm die Hand und sah seinen Gerd noch mit einem Blick voll unendlicher Treue an, daß dem gleich die hellen Tränen in den Augen standen.

„Nu gaht hen, 't ward Tid. Adjüs.“ Damit wandte er sich wieder dem Acker zu, und die beiden gingen weiter. Plötzlich schallte es hinter ihnen noch einmal: „Gerd!“ Gerd blickte sich um; der Großvater hatte ihn gerufen; als er ihm wieder gegenüberstand, legte ihm der Alte, wie er das in solchen Augenblicken zu tun pflegte, die Hand auf die Schulter: „Wenn se di to Slechtigkeiten verführn willt, denn denk an mi. Wullt du dat, Gerd?“

„Ja, Großvater.“

„Na, denn hol di hart, Gerd.“

Es war ein Glück für Gerd, daß Hellmann ihn begleitete und ihm über die Schwere des Abschieds hinweghalf. Du hast Glück, Gerd, es wird ein schöner Tag. Die Lehren sitzen schon. Das ist ein gutes Zeichen. Nun Kopf hoch; sei kein Träumer. Was du hier verläßt, das bleibt dir. Neues gilt es zu erwerben. Wenn du später zurückkommst, dann hast du etwas Ordentliches gelernt, und sie sehen dich mit anderen Augen an.“

Und dann erzählte er seinem aufhorchenden Schüler von dem Leben in der Stadt und von der Zukunft der Maschinenfloßerei. Das wäre noch ein Gebiet, auf dem du ohne ein geschickter Arbeiter es zu etwas bringen! Mittlerweile kam die Bahnfahrt, und das Gespräch verstummte. Gerd war zu sehr mit eigenen Gedanken beschäftigt, als daß er ein aufmerksamer Zuhörer hätte sein können. Er sah zum Fenster hinaus; dort flogen die Wälder, Wiesen und Dörfer vorüber, und die Gedanken des armen Jungen flüchteten zurück nach Eckernworth. Mit Mühe mußte er die Tränen zurückdrängen.

Endlich hielt der Zug in Hannover, und alle Heimatgedanken und -gefühle wurden zurückgedrängt durch die Fülle der neuen Eindrücke. Die gewaltige Bahnhofshalle, das Gewimmel fremder Menschen, die alle eilig durcheinander hasteten, dann der Anblick der großen Hotels, der wohlgepflegten Straßen mit ihren gewaltigen Häuserreihen, der Straßenbahnen und tausenden Automobile, das alles wirkte so sinnverwirrend auf Gerd, daß er völlig verstummte und sich fast willenlos der Führung des Freundes überließ.

Als die beiden, ermüdet von den ungewohnten Eindrücken, endlich in einer bescheidenen Wirtschaft saßen und ihr mitgebrachtes Frühstück verzehrten, begann Hellmann plötzlich ein anderes Gespräch.

„Jetzt ist das alles natürlich neu, Gerd; aber du wirst dich bald daran gewöhnen. Keine sechs Wochen dauert das. Und so wird dir das auch in der Werkstatt gehen. Mußt dir das nur nicht so schwer vorstellen. Nur die Augen auf und den Mund zu. Nur lernen, lernen, innerlich reicher werden! Und dann wirst du ja auch bald Gesellschaft bekommen. Hast du daran schon gedacht, Gerd?“

Gerd nickte.

Hellmann schien über etwas nachzugrübeln: denn er hielt inne und sah zum Fenster hinaus. „Ach was!“ sagte er mit einem plötzlichen Ruck, „du wirst schon das Rechte finden, wahrscheinlich besser, als wenn ich dir lange Ermahnungen auf den Weg gebe. Vertraue nur deinem guten Stern, mein Junge, und denke nur zuweilen an — deinen Großvater. Dann kann dir nichts geschehen.“

„Ja,“ sagte Gerd, „ich denke immer an ihn und an — dich,“ setzte er leise hinzu. Hellmann drückte ihm innig die Hand.

Dann brachen sie auf und gingen nach der Neuen Straße; hier wohnten die Leute, bei denen Gerd während seiner Lehrzeit wohnen sollte. Es war eine einfache und freundliche Familie, und Gerd wurde gut aufgenommen.

Am Nachmittag ging der Mann, ein Bekannter Hellmanns, mit Gerb nach der Fabrik, wo er am folgenden Tage eintreten sollte. Es war ein großes, schmuckloses Gebäude, und als sie über den Hof gingen, tönte aus den offenen Fenstern und Türen der Werkstätten das Geräusch der Hämmer und Räder. Im Kontor wurde die Angelegenheit sehr schnell und rein geschäftsmäßig erledigt. Gerb wurde nach seinen Personalien gefragt, je ein bedrucktes Exemplar der Arbeitsordnung und des Lehrvertrags wurde ihm ausgehändigt, und ihm wurde bedeutet, daß er am anderen Tage früh um 7 Uhr anzutreten habe beim Meister G. in der Gießerei; in den anderen Abteilungen war zurzeit keine Stelle frei. Damit war er entlassen.

Als er mit seinem Begleiter wieder aus dem Fabriktor auf die Straße trat, trafen sie Hellmann, der vor dem Gebäude auf und ab ging.

„Mußt doch mal sehen, wo du künftig wirken sollst, Gerb. Besonders einladend sieht der Rasten nicht aus. Wenn ich dich demnächst hier besuche, mußt du ihn mir innen zeigen; da wird dann wohl mehr zu sehen sein.“

Am Nachmittag dieses Tages gingen die beiden Freunde wieder selbender durch die Straßen. Da wurde noch manches gesprochen und für die nächste Zukunft verabredet; und als endlich für Hellmann die Zeit der Abfahrt kam, da war es ihm gelungen, das Trübe der Gegenwart fast ganz zu verdrängen und die Zukunft hell und hoffnungsvoll zu malen. Gerb blickte noch lange dem Zuge nach, der seinen Freund entführte; dann gab er sich einen Ruck und ging mit straffen Schritten nach seinem Quartier. Aus seiner Haltung und aus seinen hellen Augen war zu lesen: „Komme, was will, ich bin bereit. Unterkriegen lasse ich mich nicht.“ —



Neues Leben.

Mit derselben Zuversicht ging Gerb am anderen Morgen zur Fabrik. Als er vor dem Werkmeister seiner Abteilung erschien und der ihn von oben bis unten musterte, wurde er zwar ein wenig befangen; aber die Prüfung schien zu seinen Gunsten ausgefallen zu sein. Auf einige an ihn gestellte Fragen gab er kurze und klare Antworten.

„Na, Gerb,“ sagte der Meister, „stark scheintst du ja zu sein; das ist gut; leicht ist die Arbeit hier nicht. Aber das lernt sich alles mit der Zeit, wenn man den guten Willen hat. Hier in der Gießerei sind noch mehr Lehrlinge eingestellt. Hoffentlich kannst du dich gut mit ihnen vertragen. Nun komm.“

Dann führte ihn der Meister an seine neue Arbeitsstätte. Es war eine weite, hohe Halle mit Oberlicht, völlig von Rauch geschwärzt. Die Arbeiter, denen er begegnete, waren ebenso ruhig wie ihre Umgebung, so daß sich Gerb in seinem neuen blauleinernen Arbeitszeug vorkam, als hätte er ein Sonntagsgewand an. Der Meister hatte wohl seine Gedanken erraten und lachte: „Es wird nicht lange dauern, dann siehst du gerade so schwarz aus wie die anderen.“

„Schon recht,“ dachte Gerb, tiefer als bis auf die Haut geht's nicht.

An der einen Längswand der Halle waren zwei gewaltige Schmelzöfen gemauert. Zwei kräftige junge Arbeiter mit Lederschürzen und großen Schutzbrillen trugen an einer eisernen Bahre zwischen sich einen Tiegel mit flüssigem Metall. Es zischte und knallte in dem Tiegel und sah gefährlich aus, wenn aus der weißglühenden Masse feurige Spritzer den Trägern an die Kleider, auf die Hände und gar ins Gesicht flogen; aber die Schienen von alledem nichts

spüren; sie gingen ruhig im Gleichschritt auf eine am Boden stehende runde Form zu und gossen den Inhalt des Siegels in die kleinen Gießlöcher, als wäre es Suppe oder dergleichen. Dabei zischte und knallte und sprühte es während. Gerd durchrieselte etwas wie Furcht. Wenn er von den beiden Arbeitern straukelte? Erschrocken trat er einen Schritt zurück. „Hallo, Gerd!“ rief der Meister, „was machst du?“ Er mochte wohl den Zusammenhang greifen. „Ist nicht so schlimm, wie es aussieht, mein Junge; nur die Augen aufmachen und ruhig Blut belassen.“

Dann wandte er sich an einen von den älteren Arbeitern und sprach mit ihm einige Worte, die Gerd nicht verstand. „So, Gerd, und mach dich gut; dann kommen wir schon miteinander aus.“ Mit diesen Worten ging der Meister weiter. Gerd dankte ihm im Herzen für seine freundlichen Worte.

Und nun begann die Arbeit. Gerd mußte mit einem dicken jungen Kollegen eiserne Wellen aus der Halle in die Dreherei tragen. Ohne einige kleine Hautabschürfungen ließ er sich nicht ab, und als um die Mittagszeit die Pause trat, da sah Gerd fast ebenso ruhig aus, als hätte er von immer an dieser Stelle gearbeitet.

Aber der Anfang war gemacht, und mit nicht geringem Erfolg trug unser junger Freund seinen ruhigen Arbeitstetel. Das Bewußtsein, eingereiht zu sein in die große Armee der Arbeit, ein Glied zu sein in der gewaltigsten Kulturgemeinschaft, schwellte seine Brust und ließ ihn die Beschwerden mit Siegermiene überwinden. Wenn er endlich seine Glieder kaum noch fühlte, kam kein Wort der Klage über seine Lippen, und nach Hause schrieb er nur gute und zuversichtliche Nachrichten.

Mit der Zeit lernte er auch seine Arbeitskollegen kennen und schloß sich enger an sie an; mit dem jungen Arbeiter,

mit dem er zusammenarbeitete, verband ihn schon nach kurzer Zeit ein herzliches Verhältnis. Er hieß Wilhelm Burgmeier; sein Vater war auch Arbeiter und gehörte, wie Wilhelm dem Freunde eines Tages auf dem Nachhausewege mitteilte, der „Partei“ an. „Gehören denn nicht alle Arbeiter der Partei an?“ fragte Gerd seinen Begleiter, der vielleicht um zwei Jahre älter war als er selber. „Leider nicht,“ antwortete Burgmeier, „es muß ihnen erst noch dreckiger gehen, ehe sie einsehen, wohin sie gehören.“ „Aber dann muß man ihnen das sagen,“ erwiderte Gerd eifrig. Burgmeier lachte höhnisch auf. „Als ob das nicht alle Tage geschähe; aber sieh dir unsere Versammlungen an: sie kommen einfach nicht.“ Gerd wurde nachdenklich. „Hör mal, Gerd,“ sagte dann Burgmeier plötzlich, „jetzt fällt mir ein, daß ich einen Auftrag an dich auszurichten habe. Du wirst eingeladen, am nächsten Sonntag in unserem Jugendheim zu erscheinen. Das ist für uns jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen daselbe wie für die erwachsenen Arbeiter die Partei. Solche Leute wie dich brauchen wir gerade.“ „Ich will es mir überlegen, Wilhelm,“ antwortete Gerd. „Überlegen?“ erwiderte Burgmeier, „da gibt's nichts zu überlegen. Da gehörs du einfach hin. Na, Gerd, du wirst schon kommen.“ Damit trennten sich die beiden Freunde.

o o

Und Gerd kam. Und wenn je ein Schritt ihn nicht gereute, so war es dieser, der eine Bedeutung für sein ferneres Leben gewann, die er nicht ahnen konnte. Nun erst, im ständigen Verkehr mit seinen Arbeits- und Leidensgefährten und -gefährtinnen lernte er das Gedanken- und Gefühlsleben der Klasse, der er angehörte, kennen. Eine Begeisterung sondergleichen überkam ihn, und alle freie Zeit und alle Kraft, die ihm die schwere Arbeit in der Fa-

rit übrig ließ, widmete er hinfort der Arbeit im Jugendverein. Er sah mit Bewunderung, wie die abgerackerten und müden Genossen und Genossinnen regelmäßig zusammenkamen; wie sie unverdrossen, trotz der schwierigsten Verhältnisse, arbeiteten, um die Lücken ihrer jämmerlichen Volksschulbildung auszufüllen; wie sie in ihren Reihen den Geist echter Solidarität pflegten; wie sie bei allem, was sie taten, das eine große Ziel im Auge hatten: brauchbare Mitglieder der kämpfenden Arbeiterklasse zu werden. Das alles erfüllte seine Seele und ließ ihn nicht wieder ruhen. Mit rastlosem Eifer arbeitete er an seiner eigenen geistigen Befreiung, las einschlägige Bücher und beteiligte sich an den Aussprachen im Verein.

Der Eifer, mit dem Gerd sich den neuen Aufgaben widmete, sein hoher Ernst und die Lauterkeit seines Charakters erwarben ihm bald die allgemeine Zuneigung unter seinen jugendlichen Genossen und Genossinnen, und es dauerte nicht lange, so gaben sie ihm Beweise ihres Vertrauens, indem sie ihm Ehrenämter übertrugen, wie sie die Verwaltung ihrer Gemeinschaft mit sich brachte. Nach Ablauf des ersten Jahres wurde er in den Vorstand gewählt.

Hinter seiner Tätigkeit im Bildungsverein junger Arbeiter trat alles andere in den Hintergrund, sogar für eine Weile der Gedanke an die Heimat. In den ersten Monaten nach seiner Abreise aus Eckernworth hatte ihn das Heimweh mächtig gepackt, so mächtig, daß er eines Sonntagmorgens kurzerhand nach Hause gereist war. Aber mit der Zeit hatte der Gedanke, in wenigen Stunden dort sein zu können, das Heimweh zurückgeprängt. Inzwischen war er übrigens schon wieder einigemal dort gewesen. Er hatte alles beim alten gefunden; nur der Großvater schien ihm sehr gealtert. Und der Gedanke an den Großvater war es, der ihn oft beunruhigte. Gerd wußte, daß der Groß-

vater sein jetziges Treiben nicht billigen würde. Die Sozialdemokratie und alles, was damit zusammenhing, war dem Alten der Inbegriff der Gottlosigkeit und Verruchtheit, und der Gedanke, daß sein Liebling, sein Gerd, sich dieser verhassten Gesellschaft angeschlossen habe, hätte den alten Mann tief unglücklich gemacht, hätte ihn seiner letzten Hoffnung beraubt. Das wußte Gerd, und das machte ihn unruhig; er hatte bisher von seinem neuen Verkehr und seinen Arbeiten und Plänen nichts nach Hause geschrieben; lediglich Hellmann gegenüber hatte er sich offen ausgesprochen, und der hatte sein Vorhaben natürlich gebilligt, hatte ihm aber auch geraten, den Eckernworthern vorläufig alles zu verschweigen. Wozu sie mit Dingen quälten, die sie unmöglich beurteilen konnten.

So war ein Jahr darüber vergangen. Gerd hatte sich vorgenommen, bei der ersten passenden Gelegenheit seinen Leuten alles zu sagen und sich dadurch von einer Last zu befreien, die ihn je länger desto mehr drückte.

Das Schicksal kam ihm zuvor. —



Im Kampfe.

Das Neue, was Gerd täglich durch den Umgang mit seinen Arbeitsgenossen erlebte, fiel wie ein Funke in seine Seele, und was dort an leichtentzündlichen Stoffen ruhte, zündete nach und nach in helle Glut. Alles, was Hellmann in ihren abendlichen Spaziergängen in Eckernwörth ihm erzählt hatte von der modernen Arbeiterbewegung und der Bestimmung in der Entwicklung des Menschenschlechtes, von dem Kampfe um die Befreiung der Arbeiterklasse aus den Fesseln der Ausbeutung und Unterdrückung, von der Stellung der Jugend in diesem Kampfe, all dieses wurde nun lebendig. Gerd erinnerte sich an jene Äußerung des geliebten Lehrers, an jene Worte, die Hellmann am grauen Wolf gesprochen hatte, und es schien ihm, als würde ein Schleier von seinen Augen genommen, und klar und scharf erkannte er seine eigene Bestimmung: mitzukämpfen, alle Kräfte in den Dienst dieses Kampfes zu stellen. Ein Glücksgefühl sondergleichen erlebte seine Brust, wenn er daran dachte, daß er jetzt ein Glied sei jener gewaltigen Kulturbewegung, von der Hellmann so oft zu ihm gesprochen hatte, und er nahm sich vor, nun an mehr als bisher tätig mitzuwirken. Mit Stolz und Bewußtsein erkannte er sich bewußt, daß seine Genossen und Genossinnen ihm Vertrauen in ihn setzten. Sie sollten erfahren, daß sie ihr Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt hatten.

Wenn er in stillen Stunden solchen Gedanken nachhing, sah er wohl hie und da das Bild der Heimat vor seiner Seele auf, und er hatte das dumpfe Gefühl, als entferne sich mehr und mehr von ihr, die ihm über alles teuer war. Regelmäßig erschien auch die ernste Gestalt des Großvaters, als wollte sie mahnen: Gerd, Gerd, denkst du dar-

an? Aber die Macht der neuen Verhältnisse war so stark, daß die Erinnerungen an das, was hinter ihm lag, keinen hemmenden Einfluß auf seine Entschlüsse auszuüben vermochten. Hatte er sich denn überhaupt etwas vorzuwerfen? War er nicht bestrebt, in seinem Fache Größliches zu leisten? Hatte er nicht in kurzer Zeit die Anerkennung seiner Vorgesetzten errungen? Also vorwärts! Es wäre Unrecht, nicht mitzutun, wo es galt, das elende Los von Hunderttausenden zu heben. Weg die Gedanken; ich weiß, wohin ich gehöre! Das war in letzter Zeit das ständige Ergebnis seiner Überlegungen. Gerd war ein viel zu gesunder Junge, um nicht das dringende Verlangen zu spüren, seine Entschlüsse in die Tat umzusetzen. Die Gelegenheit war günstig. Für den kommenden Sonntag war eine Jugendversammlung angesetzt, zu der auch die proletarischen Jugendorganisationen der Nachbarschaft Hannovers eingeladen waren. Es sollte ein Vortrag gehalten werden über „Aufgaben und Ziele der proletarischen Jugendbewegung“. Man durfte auf einen zahlreichen Besuch rechnen. Das Referat hatte ein bekannter Genosse übernommen, ein früherer Volksschullehrer, den man wegen seiner Tätigkeit in der proletarischen Jugendbewegung aus dem Amte getrieben hatte. Da würde sich schon eine Gelegenheit finden, so hoffte Gerd, ein kräftiges Wort mitzusprechen.

Die freie Zeit bis zum Versammlungstage wurde eifrig benutzt zur Vorbereitung. Am letzten Abend jedoch, als er wieder über seinen Büchern gebückt saß, stand er plötzlich auf und schleuderte das Buch wütend auf den Fußboden. Der arme Kopf summte ihm, und was ihm am Tage zuvor völlig klar gewesen war, das war nun wieder wie Kraut und Rüben durcheinander geraten, und manches schien ins Bodenlose versunken zu sein. Der arme Junge faßte sich mit beiden Händen an den Kopf. Am

sten wäre es schon, den ganzen Plan aufzugeben und nicht hinzugehen. Aber sofort bäumte sich sein Pflichtgefühl auf: Ist das der Gerd, der noch vor kurzer Zeit den Kopf so hoch trug? Pfui, Gerd; was nützen gute Vorlesungen, wenn ein einziger kleiner Mißerfolg sie über den Haufen wirft? Also ich gehe hin, selbstverständlich. Was soll aus unserer Sache werden, wenn wir nicht zusammenkommen? Und wenn ich nicht rede, so tut's eben ein anderer, der dabei sein will ich.

Und dabei blieb es.

Der Sonntag kam, ein sonniger herrlicher Tag, dessen fröhliche, tatfrohe Stimmung sich fast unmittelbar den Menschen mitteilt, vor allem der Jugend. Schon mit den frühen Morgenstunden kamen die Jugendabteilungen der Nachbarkommunen, um vor der Versammlung noch einen Rundgang durch die Stadt zu machen. Gerd gehörte zu denen, die im Auftrage hatten, die Ankommenden am Bahnhof in Empfang zu nehmen und Führerdienste zu leisten. Da war auch ein Altersgenosse Gerds aus einem Dorfe, das einige Stunden von Eckernwörth entfernt lag; der hatte in einigen Tagen zufällig in Osterbruch Gerds Mutter getroffen und von ihr einen Gruß an Gerd zu überbringen. Gerd überhörte ihn fast, so sehr nahm ihn die neue Aufgabe in Anspruch. Die Zeit bis zum Beginn der Versammlung wurde durch die Besichtigung der Stadt ausgenutzt.

Am Nachmittage trafen sich die verschiedenen Trupps vor dem Versammlungslokal. Zur allgemeinen Überwachung war die Eingangstür von zwei Schutzleuten besetzt. Die Jugendlichen steckten die Köpfe zusammen und betrachteten die Beamten teils mit neugierigen, teils mit misstrauischen Blicken. Vereinzelt hörte man herausfordernde Stimmen, die aber unverzüglich von den Jugendleitern zur Ruhe verwiesen wurden, um nicht den Verlauf der Ver-

sammlung zu gefährden. Allmählich füllte sich der Saal. Auf dem Podium an einer Längsseite nahm der Versammlungsleiter, der Schriftführer, beides Jugendliche, und der Vortragende Platz. Dann wurde es still im Saale. Aller Augen richteten sich auf den Vorsitzenden, der die Glocke erhob und das Zeichen zum Beginn gab. Mit heller, frischer Stimme begann er: „Jugendgenossen und Jugendgenossinnen! Die Versammlung der arbeitenden Jugend — —“ Weiter kam er nicht; denn in diesem Augenblick schob sich eine uniformierte Gestalt durch die Menge zur Tribüne und rief mit lauter Stimme nach dem Vorstandssitz: „Im Auftrage des Polizeipräsidenten erkläre ich, daß diese Versammlung nicht stattfinden darf. Die Anwesenden haben sofort den Saal zu verlassen!“ Zunächst entstand eine lautlose Stille; dann nach wenigen Augenblicken begann ein unbeschreiblicher Lärm; Entrüstungsrufe schallten durch den Tumult. Der Vorsitzende schwang energisch die Glocke. Endlich trat so weit Ruhe ein, daß er den Polizeikommissar fragen konnte, aus welchem Grunde die Versammlung nicht stattfinden dürfe. Darauf erhielt er die kurze und abweisende Antwort: „Darüber bin ich Ihnen keine Auskunft schuldig.“ Dann tat er einen schrillen Pfiff und rief den hereinstürzenden Schutzleuten zu: „Sorgen Sie dafür, daß der Saal sofort geleert wird!“ Nun begann der Lärm aufs neue, aber viel lauter und drohender. Stühle fielen um, und ein allgemeines Gedränge entstand. Wieder läutete die Glocke des Vorsitzenden; er rief: „Die Auflösung ist ungesetzlich. Wir weichen der Gewalt; aber wir werden Beschwerde einreichen!“ Jedoch die Worte verhallten und wurden von vielen nicht verstanden. Plötzlich erklang aus der Mitte des Saales eine scharfe und bebende Stimme, so laut, daß alle sie hörten: „Wir lassen uns nicht hinausjagen! Wir wollen den Vortrag hören! Hierbleiben!“ Das war Gerd.

hundertfältig setzte der Ruf sich fort: Hierbleiben!
 er schon fuhr der Kommissar auf Gerd los: „Waren
 es nicht, der den ersten Ruf tat?“ Gerd stand bleich
 er fest auf seinem Platze. „Ja, das war ich!“ „Das ist
 verstand gegen die Staatsgewalt!“ schrie der Kom-
 missar, „Schutzmann, bringen Sie den jungen Menschen
 zur Wache!“ Als der Schutzmann Hand an Gerd
 en wollte, machte er Miene, sich zur Wehr zu setzen.
 legte sich eine Hand auf seine Schulter, und Gerd
 kte in das ruhige Gesicht des Vortragenden. „Nicht
 widersehen, Gerd; ruhig mitgehen, mein Junge; das an-
 e wird sich finden. Wir anderen“, damit sprach er in
 Saal, machen jetzt einen gemeinsamen Spaziergang;
 kann uns niemand verbieten.“ Gerd wurde abgeführt.
 Dieses Ereignis wirkte so ernüchternd und einschüchternd
 die anderen, daß aller Lärm verstummte. In kurzer Zeit
 r der Saal leer. —

Der arme Gerd befand sich inzwischen auf dem Wege
 Polizeiwache. Als unterwegs der Schutzmann, wohl
 Besorgnis, der Arrestant könnte ausreißen, ihn am
 Kärnel fassen wollte, schrie Gerd ihn an: „Rühren Sie
 nicht an!“ Der Schutzmann fuhr zurück und murmelte
 etwas wie: „Na, warte nur, Bürschchen, dich wern wir
 h mürbe machen!“ Gerd hatte seine Ruhe völlig ver-
 en; alles in ihm war Empörung über das Unrecht. Doch
 ngen ihm noch die letzten Worte des älteren Freundes
 den Ohren: Nicht widersehen, Gerd! und er ging ohne
 Widerstreben seinen schweren Weg.

Auf der Polizeiwache wurden auf das genaueste seine
 Personalien aufgenommen. Das erforderte geraume Zeit,
 wohl Gerd nicht die geringsten Schwierigkeiten machte.
 nachdem der erste Sturm in seinem Innern sich gelegt,
 n die Erschlaffung, und er gab seine Antworten tonlos
 d gleichgültig. Dann wurde er entlassen.

Auf dem Nachhauseweg wählte er die stillsten Straßen.
 Nur jetzt nicht mit den andern zusammentreffen! Es lag
 ihm wie Blei in den Gliedern. Nur mühsam schleppte er
 sich fort. Da legte sich wieder die bekannte Hand auf seine
 Schulter, und Gerd blickte in die Augen des Freundes aus
 der Versammlung. „Nicht so eilig, mein Junge! Ich warte
 hier schon seit einer guten halben Stunde auf dich. Muß
 doch mal sehen, wie sie dir mitgespielt haben. Nicht den
 Kopf hängen lassen, Gerd; das schickt sich für einen jungen
 Arbeiter nicht, und für dich erst gar nicht. Ich habe über
 dich viel Gutes gehört. Das freut mich, Gerd, und darum
 sage ich dir noch einmal: Nicht den Kopf hängen lassen!
 Arbeiter sein heißt Kämpfer sein. Im Kampfe zeigt sich,
 wer aus dem rechten Holze geschnitzt ist. Forsch bist du ge-
 wesen; aber — nimm mir das nicht übel — auch unvor-
 sichtig.“

Gerd blickte den Sprecher fragend an.

„Ich weiß schon, was du sagen willst. Ich will dir auch
 beileibe keinen Vorwurf machen. Nur zur Klugheit mah-
 nen. Mut und Klugheit sind durchaus vonnöten, wenn
 wir zu unserem Zweck kommen wollen. Und das ist doch
 die Hauptsache. Was du getan hast, ist bei alledem höchst
 ehrenvoll für dich, und darum habe ich auf dich gewartet,
 um dir das zu sagen.“ Gerd sah ihn dankbar an.

„Was nun die Strafe anlangt,“ fuhr der Freund fort,
 „so brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Sie werden
 dich nicht ins Gefängnis schicken; das ist ja Unsinn. Unan-
 genehm wäre es freilich für dich, wenn du bei der Gelegen-
 heit deine Stelle verläßest. Ja ja, du mußt dich darauf ge-
 faßt machen; sie wissen nur zu gut, die Herren, daß sie da-
 mit unsere wundeste Stelle treffen. Aber das wird sich alles
 finden. Vorläufig versprichst du mir, Gerd, daß du den
 Kopf oben behalten willst, was auch kommen mag. Wir
 werden dich nicht verlassen. Willst du das?“

Er ergriff Gerds Hand und drückte sie herzlich. Gerd antwortete vor innerer Erregung nicht sprechen; aber seine Stimme, sein ganzes Wesen sagte: Ja, ich werde unserer Sache treu bleiben, komme, was kommen mag!

Vor Gerds Wohnung nahm der Freund Abschied, und Gerd stieg hinauf in sein kleines Gemach. In der Stille dieses Zimmers versank er in dumpfes Sinnen. Wieder erglänzte das Bild der Heimat vor ihm auf. Ernst und vorwurfsvoll, fast drohend erhob sich die Gestalt des Großvaters vor seinen Augen. Was würde er sagen? Und die bittere Wahrheit, wenn ihr lieber Junge in das Gefängnis müßte? Der Gedanke krampfte ihm die Brust zusammen; er schlug die Hände vor die Augen und weinte bitterlich. —



Das Urtheil.

Das Schicksal geht seinen grauen Weg, unbeirrt um unser Weinen und Lachen. Einen jeden von uns faßt es mit seinen unbarmherzigen Händen und weicht nicht von seiner Seite; wir müssen ihm folgen, ob wir wollen oder nicht. Der eine erlahmt bald in dem ungleichen Kampf und läßt sich willenlos schieben und stoßen; der andere bäumt sich auf, ballt die Fäuste und setzt sich zur Wehr.

Gerd Wullenweber war von der letzteren Art. Seine Tränen waren bald versiegt. Nachdem er seinem weichen Herzen diesen Tribut gezollt, kam die andere Seite seines Wesens zum Vorschein, der harte Trotz, das Erbtheil vom Großvater. Was habe ich getan, so fragte er sich, daß man mich strafen, mich meiner Freiheit berauben will? Ich habe protestirt gegen das Unrecht; das ist mein gutes Recht, das ist sogar meine Pflicht. Zum Henker, wann soll denn die Unterdrückung ein Ende nehmen, wenn keiner dagegen protestirt? Mag kommen, was da will, ich habe recht gehandelt. Mit diesem Bewußtsein sah er den kommenden Ereignissen ziemlich gefaßt entgegen. Die nächsten Tage verliefen, ohne daß etwas geschah.

Am dritten Tage — es war nach der Frühstückspause — nahm ihn sein Meister abseits, sah ihn etwas schräg von der Seite an und sagte: „Du, Gerd, was ist das mit dir? Da ist ein Schussmann im Kontor gewesen und hat nach dir gefragt. Hast du Dummheiten gemacht?“ Gerd senkte trotzig den Kopf. Schließlich erzählte er dem Meister aber doch den ganzen Hergang. Der Meister, der ein ruhiger Mann war, kratzte sich hinter den Ohren und sagte: „Junge, Junge, wenn das man nicht schief geht!“ Gerd antwortete nicht und ging an seine Arbeit.

In den Tagen nach der Versammlung besuchten ihn seine Freunde, lobten sein Verhalten und bekräftigten ihn in dem Bewußtsein, er habe recht gehandelt, und niemand könne ihm etwas anhaben. Das Unrecht würde schon an einem andern Tag kommen, und die Versammlung sei zu Unrecht aufgelöst worden.

Wieder vergingen einige Tage ohne weiteren Zwischenfall. Am nächsten Sonnabend nach der Bezahlung wurde er in das Direktorzimmer gerufen. Der Direktor war ein alter, hochfahrender Mann. Als Gerd vor ihm stand, fuhr er ihn an, was das für Geschichten seien, in die er verwickelt sei, und ob er vielleicht glaube, daß solche Elemente hier in der Fabrik geduldet würden? Gerd wollte etwas erwidern, aber der Direktor fuhr ihm in die Rede: „Schweigen Sie! Auch noch Ausreden dulden! Das gibt's nicht bei uns. Sie haben es lediglich der Fürsprache ihres Meisters zu danken, daß Sie nicht schon heute entlassen werden. Das wäre ja noch schöner, wenn wir uns unsere Lehrlinge durch Ihre sozialdemokratischen Umtriebe verderben lassen wollten. Das sage ich Ihnen: werden Sie bestraft, dann ist Schluß!“ Er machte ein Zeichen mit der Hand, und Gerd stand draußen. Noch vor der Thür wollte er umkehren und dem hochnäsigen Kerl zum Trost auf der Stelle künigeln; aber es war ihm, als zöge ihn eine unsichtbare Hand weg von der Thür; er ging langsam, fast schwankend, mit schleppenden Schritten über den Fabrikhof; seine Mütze hielt er noch immer zerknüllt in den Händen. Der Lärm der StraÙe schallte ihm nur wie dumpfes Säusen in die Ohren; er sah weder rechts noch links. Mechanisch ging er seiner Wohnung zu; mechanisch stieg er die Treppen hinauf und ließ sich, oben angelangt, in einen Stuhl fallen, stützte den Kopf in die Hände und versank in dumpfes Brüten. Da fiel sein Blick auf einen Brief, der während seiner Abwesenheit angekommen war. Da belebten sich plötzlich seine

Züge; er erkannte Hellmanns Aufschrift. Ach, seufzte es in seiner Brust, wärest du jetzt hier! Mit unsicheren Händen öffnete er den Brief. Hellmann schrieb:

Lieber Gerd!

Sei gegrüßt, lieber Junge! Sag mal, wie kommt es, daß Du gar nichts von Dir hören läßt? Sonst war es für mich immer die schönste Freude, wenn unser alter Heinrich einen Brief von Dir brachte. Jetzt warte ich schon reichlich vierzehn Tage vergeblich auf Nachricht von Dir. Du bist doch nicht krank? Oder ist Dir sonst etwas in die Quere gekommen? Nun sei aber so gut und setze Dich gleich hin und schreib mir zwei Zeilen, daß Du gesund bist und bloß aus Trägheit Deinem alten Freunde nicht geschrieben hast.

Übrigens: Eben war Stelters Lisbeth bei mir. Du erinnerst Dich ihrer; ist das aber ein schmuckes Mädel geworden! Durch sie bin ich erst gewahr geworden, daß am Sonntag über vierzehn Tage bei uns Schützenfest ist; ich hatte es wahrhaftig ganz vergessen! Was meinst Du, he, wenn Du auf den Tag herüberkämeßt? Aber leg Dir's. Mir würdest Du eine große Freude machen, und die Lisbeth, glaub ich, würde sich auch freuen. Also es gilt: Übermorgen bekomme ich Deinen Brief, und Sonntag kommst Du selbst. Das Reisegeld füge ich bei. Auf Wiedersehen!

Dein alter Freund Hellmann.

Gerd blickte noch immer auf den Brief; aber der Ausdruck seines Gesichts war völlig verändert; verschwunden war alle Trübsal der letzten Stunden, und frohe Erwartung zuckte um Mund und Augen. Die Jugend vergißt ja so leicht. Am liebsten hätte er gleich den Sonntagsanzug aus dem Schrank geholt und wäre zur Bahn gestürzt. Aber das ging natürlich nicht; die vierzehn Tage mußte er noch warten. Vierzehn Tage! Die würden auch noch hingehen. Wenn nun aber — —. Jäh fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, man könne ihn inzwischen einsperren. Er sprang auf und ging erregt im Zimmer auf und ab.

Dann wäre also der ganze schöne Plan mit einem Schlage vernichtet? Aber konnte er, nach alledem, was geschehen war, denn überhaupt nach Hause reisen? Der Gedanke an eine Mutter und an den Großvater schmetterte ihn völlig nieder. Wieder versank er in verzweiflungsvolles Grübeln. Sollte er seinen Leuten vorher alles hinschreiben? Einmal würden sie es doch erfahren, und dann war es am besten, wenn sie es durch ihn gewahr würden. Oder sollte er mit der Enthüllung bis zur Heimkunft warten? Vielleicht wäre es auch ratsam, gar nichts zu sagen und alles dem Zufall zu überlassen. Aber der Gedanke war kaum gedacht, so schämte sich Gerd seiner. Nein nein; das wäre feige und erbärmlich. Habe ich die That vollbracht, so will ich mich auch zu ihr bekennen. Die Mutter wird trostlos sein und weinen; aber schließlich wird sie ihrem Jungen doch recht geben. Und der Großvater? Ja, freilich, der wird die Sache so leicht nicht verwinden. Vergeblich suchte Gerd sich vorzustellen, wie der Großvater mit seinen strengen Begriffen sich verhalten würde, wenn er hörte, daß sein Liebling, sein Gerd, auf den er alle Hoffnungen gesetzt hatte, mit der Polizei zu tun hatte und vielleicht ins Gefängnis wandern mußte. Bei dem Gedanken an den Großvater, den er so bitter enttäuscht hatte, schoß ihm ein heißer Strom nach dem Herzen, und er mußte gewaltsam die Tränen unterdrücken. Aber das Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, richtete ihn schnell wieder auf. Wenn er gerecht denkt, kann er mich nicht verurteilen; er muß mir recht geben; und er wird mir recht geben; und darum ist es das Beste, ich setze mich sofort hin und schreibe ihm ehrlich den ganzen Hergang.

Und so geschah es. Leicht war die Arbeit freilich nicht; es war schon spät in der Nacht, als der Schicksalsbrief endlich fertig war. Gerd seufzte erleichtert auf, las ihn noch einmal durch und steckte ihn in den Umschlag. Dann

schrieb er noch einmal den ganzen Hergang an Hellmann; aber das ging viel schneller vonstatten; dem Freunde gegenüber konnte er völlig unbefangen reden; und das tat er auch und hatte schließlich sein Herz so erleichtert, daß er sogar einen verstoßenen Gruß an Stelters Lisbeth hinzufügte. Nur so ganz nebenbei.

Dann ging er zu Bett und schlief den gesunden Schlaf der Jugend und des guten Gewissens.

Am andern Morgen brachte er die beiden Briefe zur Post und ging voll froher Zuversicht an seine Arbeit.

Armer Gerd! Es kam alles ganz anders, als der gute Junge sich ausgedacht hatte. —

o o

Schon am Montag, bevor er zur Arbeit ging, erhielt er die Vorladung zur Gerichtsverhandlung auf den Dienstag der kommenden Woche. Das waren recht bange und unruhige Tage bis dahin; der Genosse, der die verhängnisvolle Versammlung geleitet hatte, war gleichfalls vorgeladen. Man kam zu gemeinsamer Besprechung zusammen, einigte sich über das Verhalten vor Gericht und nahm einen bewährten Rechtsanwalt an. Der schüttelte den Kopf, als er den Hergang erfuhr, ob über das Vorgehen der Polizei oder über das Auftreten der jugendlichen Sünder, das war vorderhand nicht zu erkennen. Gerd trug ein sehr bedrücktes Wesen zur Schau. Diesem Menschen gegenüber, der da vor ihm in seinen Akten blätterte, verließ ihn alle Zuversicht; so kam es, daß ihm die Frage, was der Herr Rechtsanwalt meine, ob die Sache wohl schlimm werden könne, im Halse stecken blieb. Jedenfalls trug die Tatsache, daß nun ein Rechtskundiger seine Sache vor Gericht vertreten würde, nicht das geringste zu seiner Beruhigung bei. Das Wesentliche war und blieb das Bewußtsein, vor seinem Gewissen recht gehandelt zu haben.

Die übrigen Jugendgenossen sprachen ihm in diesen Tagen echter Kameradschaftlichkeit Mut ein, und Gerd empfand gerade in dieser schweren Zeit den Wert der Solitrität, von der sie in ihren Zukunftsnöthen so oft gerochen hatten.

Der Verhandlungstag kam und mit ihm all das Peinliche, wodurch besonders jugendliche Personen, die noch niemals mit dem Strafrichter in Berührung gekommen sind, auf die Folter gespannt werden. Wozu aber das alles erzählen? Hier mag nur als Dokument der Zeit kurz der Ausgang berichtet werden. Das Urteil lautete in Antracht der Jugend und bisherigen Unbescholtenheit des Angeklagten auf drei Tage Gefängnis.

Gerd, der im Herzen noch immer auf eine günstige Wendung gehofft hatte, traf es mit ganzer Wucht. Er hörte nicht mehr die beruhigenden Worte der Freunde. Nur der Schrei schrie es in ihm. Wie ein Geächteter rannte er durch die Straßen nach seiner Wohnung, warf sich aufs Bett und vergrub das Gesicht in die Kissen.

So lag er wohl eine Stunde lang; dann legte sich der Sturm in seinem Innern und machte einer großen Erleuchtung Platz. Nun war es also da, war nüchterne, nackte Tatsache, was vordem nur als Gespenst in der Ferne gestanden und ihn bei Tag und Nacht geängstigt hatte. Was nun? Der arme Kopf wußte keinen Rat; aber das gute Herz, das gute Herz zog ihn in dieser Stunde zu denen, zu denen er wußte, daß ihre Gedanken bei ihm waren. Und dann setzte er sich hin und schrieb ganz einfach den wahren Verlauf der Angelegenheit nach Hause, und je länger er schrieb, desto ruhiger wurde er. Vielleicht, ohne daß er sich das eingestand, beruhigte ihn der Gedanke am meisten, daß er, mochte alles kommen, wie es wollte, im Elternhause eine bleibende Statt finden würde. Ganz weich wurde ihm ums Herz. Seit langem hatte er nicht mit solcher

Innigkeit sich der Stätte seiner Kindheit erinnert. Alles stand seltsam lebendig vor seiner Seele: die gute Mutter, die Großmutter, der Großvater, das stille Haus am Föhrenwalde, die weite braune Heide. Und wie von selbst eilten seine Gedanken nach jener Stelle, wo er einst mit dem geliebten Lehrer und Freunde geweilt. Und plötzlich stieg vor seinen Augen das Bild jenes Abends empor, an dem Hellmann am grauen Wolf ihm prophetisch das Land der Zukunft, das Land seiner Sehnsucht gezeigt hatte. Betroffen senkte er den Blick. War nicht die Schwäche, die er soeben gezeigt hatte, ein Verrat an der heiligen Sache der Zukunft, der er sein Streben geweiht hatte? Kopf hoch, Gerd! Drei Tage Gefängnis im Kampfe um die Freiheit, ist das ein Grund, verzagt zu sein? Wie willst du vor dem Freunde bestehen mit deinem Kleinmut! Kannst du mit solchem Kleinmut den Genossen ein Führer werden?

Erregt sprang er auf und blickte mit großen Augen durchs Fenster auf das Häusermeer der Stadt. Dort wohnten sie, die Elenden und Bedrückten, die von der Arbeit ihrer Hände ein kümmerliches Dasein fristeten, und die trotz Schindens und Plagens nicht so viel Zeit und Kraft und Geld erwerben konnten, als nötig war zu einer Stunde ruhigen Genießens. Und trotzdem klammerten sie sich an ihre Sehnsucht, trotz aller Entbehrungen, trotz aller Unterdrückung waren ihre Augen unverwandt auf das Ziel gerichtet, das Ziel einer glücklicheren Zeit, in der auch der Arbeiter seine Kräfte frei und froh entfalten kann.

Und du willst verzagen, weil dich ein kleines Mißgeschick betroffen? Gerd, Gerd, denke an deine Sehnsucht!

Solche Gedanken stürmten auf ihn ein, und mächtig wallte der alte Trost in ihm auf. Mit einem Ruck zerriß er den Brief, den er soeben geschrieben hatte. Weg mit aller Schwäche! Frei und stolz wollte er den Seinen gegenüber treten und sich mutig zu seiner That bekennen. Dann

schrieb er mit sicheren, kräftigen Zügen einen zweiten Brief nach Hause, worin er kurz den Sachverhalt berichtete und alles übrige der mündlichen Auseinandersetzung überließ. Etwa das gleiche schrieb er an Hellmann.

Befriedigt legte er sich schlafen. Aber dennoch umschwebte ihn in seinen Träumen das Bild der Heimat; zwei treue graue Augen blickten ihn stumm und vorwurfsvoll an, und unruhig wälzte sich der Schläfer auf seinem Lager hin und her. —



Hart gegen Hart.

Als Gerd am nächsten Morgen zur Arbeit ging, erwartete er nichts anderes, als daß man ihn kurzerhand entlassen würde; aber nichts geschah; es ging alles seinen gewohnten Gang; nur der Meister sagte einmal im Vorbeigehen: „Du bist gut davongekommen, Gerd; ich hatte es mir schlimmer gedacht; wegen der drei Tage werden sie dich hier auch nicht hinauswerfen.“ Gerd war sehr zufrieden mit diesem Ausgang; es war ihm ein beruhigender Gedanke, wenigstens vorläufig in dem gewohnten Arbeitsverhältnis bleiben zu können. Das war ihm aus dem Grunde besonders erwünscht, weil ihm dadurch die Möglichkeit gegeben wurde, im Kreise der bekannten Genossen und Genossinnen in seinem Sinne noch eine Zeitlang weiterwirken zu können. Denn, das hatte er sich fest vorgenommen, von nun an wollte er mit verdoppeltem Eifer für Freiheit und Menschenwürde arbeiten.

Überhaupt traten die Ereignisse der letzten Zeit in seinen Gedanken stark zurück; seine ganze Seele war erfüllt von Hoffnungen und Plänen für die Zukunft. Für die nächsten Monate hatte er sich einen Arbeitsplan zurechtgelegt; den wollte er noch einmal mit Hellmann besprechen, und dann wollte er mit frischen Kräften ans Werk gehen. Die Brust weitete sich ihm, wenn er bloß daran dachte! So kam der Sonnabend heran und mit ihm der Zeitpunkt der Abreise nach Eckerneworth.



Es war schon spät am Nachmittag, als Gerd den Zug bestieg, der ihn in die Heimat bringen sollte. Wie lange war er nicht dort gewesen? Er rechnete nach; es mochten seitdem wohl reichlich fünf Monate verflossen sein. Gerd

ichte zum Wagenfenster hinaus auf die vorübereilenden Wälder, Wiesen und Dörfer. Die Ernte war schon zum größten Teil eingebracht; das Laub begann sich zu färben. Die mochte die Ernte in Eckernworth ausgefallen sein? Die Mutter hatte wenig davon geschrieben. Nur daß dem Großvater die Arbeit recht sauer geworden sei, das konnte man deutlich zwischen den Zeilen lesen. Der Gedanke, noch heute abend dem Großvater unter die Augen treten zu müssen, machte ihn beklommen, und ob schon er sich die Worte hundertmal zurechtgelegt hatte, wußte er im Augenblick doch nicht, was er sagen sollte, wenn nun der alte Mann vor ihm stünde und ihn erinnerte an all die guten Tugenden, die er mit auf den Weg bekommen hatte, und an das Versprechen, das er dem Großvater noch beim ersten Abschied gegeben hatte. Und doch hatte er, Gerd, es ehrlich gemeint und meinte es auch heute noch ehrlich. Der Großvater kannte eben die neuen Verhältnisse nicht; er war ja überhaupt kaum von seiner Scholle fortgekommen. So sehr Gerd nun auch vor sich selbst dem Großvater gegenüber zu rechtfertigen versuchte, immer dachte er mit großer Liebe, ja mit schmerzlichem Mitleid an den alten Mann, der sicher glaubte, daß nun alle seine Hoffnungen, die er auf Gerd gesetzt hatte, vernichtet seien. Aber Gerd würde sich schon überzeugen, daß davon keine Rede sein könne.

Der Zug hielt. Gerd stieg aus und sah sich auf dem abwärtssteigenden Weg nach Bekannten; aber da war niemand, den er kannte. Gerd nahm sein kleines Bündel in die Hand und machte sich auf den Weg. Bei einer Wegbiegung sah er das rote Ziegeldach von Eckernworth. Das Herz schlug ihm so heftig, daß er stehen blieb und sich gegen eine der an dem Wege stehenden Kopfweiden lehnte.

Dann gab er sich mühsam einen Ruck und ging weiter. Die Sonne war am Untergehen; aus der Bachniederung stieg leichter Nebel empor, und über den Weg hin flogen

Gerds alte Bekannte, die Krähen, ihren Schlafplätzen zu. Gerd schrak zusammen, als plötzlich aus einem Busche am Wege ein Vogel aufgeschreckt davonsflog.

Endlich war er am Ziel; er holte tief Atem, als er durch die große Thür die Diele betrat. Da schlug der Hund an, die Küchentür öffnete sich, und Gerds Mutter erschien im Türrahmen. Gerd zögerte; aber sie hatte ihn schon erkannt. „Mein Junge kommt!“ rief sie und eilte ihm entgegen. Wie drückte sie ihm die Hände, die gute Mutter! „Nu komm of henin, Gerd, wi sünd just bin Eten!“ Gerd wäre ihr am liebsten um den Hals gefallen und hätte geheult wie ein Kind. Aber da geschah etwas, das ihn jäh zu Boden schlug. In derselben Thür, aus der die Mutter hervorgekommen war, erschien die Gestalt des Großvaters, barhäuptig, im weißen spärlichen Haar. Auf der Schwelle blieb er stehen und sagte langsam und hart: „Hörst du hier noch her? Schämst du di nich, mi unner de Dogen to kamen?“ Dann hob er die Hand und zeigte auf die offene Thür, durch die Gerd gekommen war: „Rut!“ Seine Stimme bebte vor Zorn. Gerd wankte; seine Hände ballten sich; er blickte mit großen Augen den erzürnten Großvater und dann wieder die Mutter an. Jetzt erschien auch schlürfenden Trittes die Großmutter in der Thür. Die Mutter verhüllte das Gesicht mit der Schürze und begann zu schluchzen. „Bader,“ flehte sie, „wes nich hart gegen Gerd! He het keine Schuld!“

„Narrenspoffen,“ fuhr der Großvater sie an. „Rut!“ Gerd ließ die Hand der Mutter los; sein Tros bäumte sich auf, und gegen den Alten gewendet rief er: „Großvater, wullt du mi ut 'n Huse wisen und hest mi noch nich hört?“

„Ich will di nich hören!“ schrie nun der Alte in höchster Erregung. „Mit Tuchhüsler hebbt wi nig to dohn! Rut!“

Gerd starrte den Alten an. War dieser harte, mitleidlose Mann sein Großvater, den er so sehr liebte? Drohend

porgerecht stand der Alte im Türrahmen mit einer Gebärde, die keinen Widerspruch duldete. Gerd sah auf die einende Mutter; noch einmal beugte er seinen Troß und rief mit dringender Stimme: „Großvater, hör mi doch; ich will di alles ehrlich vertellen; wenn du mi anhörst —“ Er kam nicht zu Ende; der Alte trat von der Schwelle und ging mit erhobener Hand auf ihn los, als wollte er ihn hinauswerfen. Da empörte sich des Jungen Wuth; er trat einen Schritt zurück und rief dem Alten entgegen: „Fat mi nich an; ich bin keen Kind mehr!“ „Gerd! Gerd!“ schrie die Mutter; aber Gerd hörte und sah nichts mehr. Wie ein Verfolgter stürmte er hinaus; die Thür schlug ohnend hinter ihm zu. Fort, fort. Hier war seines Bleibens nicht mehr. Er rannte mehr als er ging durch die Föhren. Zwischen den Stämmen dunkelte es schon. Gerd rannte eilig gegen einen Baum und stand wie betäubt still. Zu seinen Füßen winselte etwas; er tastete danach; da schmiegte sich ein zottiger Körper an seine Knie. „Pollo!, min Pollo!“ rief die arme Junge, kniete nieder und streichelte zärtlich die treuen Gefährten seiner Kindheit. Ohne daß er's hinstellen konnte, rannen ihm die Tränen nieder. So saß er eine Weile, dann raffte er sich wieder auf. „Nu geh to Hus, alle Fründ, geh to.“ Der Hund drückte sich scheu bei ihm, und Gerd ging weiter. Wohin? Er wußte es selber nicht. Ganz seinen dumpfen Instinkten folgend, fand er sich wieder vor Hellmanns Thür. Ohne anzuklopfen trat er über die Schwelle. Hellmann, der über einem Buch gesessen hatte, sprang auf. „Hallo, Gerd! Woher, Gehast, so spät bei Nacht? Das ist fein, daß du gekommen bist. Nun komm dich.“ Damit ergriff er die Hand des Freundes, um sie auf einen Stuhl zu nötigen. Nun erst sah er in der Helligkeit der Lampe das verstörte Gesicht Gerds. „Junge, kommst du denn aus? Was ist dir denn passiert?“ Gerd saß völlig erschöpft in den Stuhl und konnte kein Wort

hervorbringen. Hellmann nahm ihm Hut und Bündel ab. „So, nun red aber, Gerd! Ach was,“ wies er sich selbst zurecht, „erst ruh dich aus. Jetzt werden wir erst mal dem Körper auf die Beine helfen. Mutter Stelter!“ rief er zur Thür hinaus, „wi hebbt Besuch kregen. Si möt vor einen mehr bringen. Aber gau*!“ „Ja ja,“ rief es von draußen, „ich kam all!“

„Stelters Mutter“, wandte sich Hellmann nun wieder an Gerd, „besorgt mir den Haushalt. Das Haus wurde mir zu leer, seitdem du weg warst. Sie wohnt mit ihrer Tochter oben. Du wirst dich wundern, wenn du Lisbeth wiedersehst.“

Gerd hörte von alledem nichts; wenigstens kam ihm das Gehörte nicht zum Bewußtsein. Dann brachte die Haushälterin das Essen, begrüßte Gerd in der redseligen Art, wie das hierzulande der Brauch ist, und entschuldigte ihre Tochter, die nicht zum Essen kommen könne, weil das junge Volk beim Kränzewinden sei für morgen.

Gerd erinnerte sich mühsam, daß Hellmann ihm vom Schützenfest geschrieben hatte. Dann wurde gegessen ohne viele Worte. Die Frau mochte empfinden, daß sie hier überflüssig sei, und ging, nachdem sie wieder abgetragen hatte, in die Küche. Hellmann zündete sich seine Pfeife an und ging im Zimmer auf und ab. „So, Gerd, nun sind wir ungestört; nun schieß los.“

Und Gerd erzählte. Des Freundes aufgeräumtes Wesen hatte ihn ruhiger gemacht, so daß er ohne Stocken berichtete. Nur als er an den Auftritt im Elternhause kam, wurden seine Worte abgerissen und erregt; aber er bezwang sich und erzählte alles bis zum traurigen Ende.

Hellmann war aufgesprungen und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. „Ich habe es mir gedacht,“ stieß er hervor, „ich habe es mir gedacht! So ein Dickkopf! Verdammten ohne zu verhören, das ist so die

* schnell.

Art dieser Rasse. Der ährnende Patriarch! Aber das ist nicht mehr zeitgemäß, mein Lieber! Wir kriechen nicht zu Kreuze. — Es geht hart gegen hart; und den Sieg in diesem Kampfe werden wir davontragen. — Erinnerst du dich, Gerd? Jetzt erlebst du im eigenen Hause und am eigenen Leibe, was wir so oft miteinander geredet haben.“ Gerd nickte zustimmend, und Hellmann fuhr fort, in seiner hastigen Weise zu reden:

„Was hier auf Biegen oder Brechen zusammengeraut, das ist die alte und die neue Zeit. Dein Großvater ist sicher einer der achtbarsten und tüchtigsten Männer weit umher; aber er versteht die Zeit nicht mehr, oder richtiger: er will sie nicht verstehen; allem Neuen steht er mißtrauisch oder feindselig gegenüber. Und du, Gerd?“ Hellmann blieb stehen und sah dem Freunde in die Augen, „du gehst ihr mit offenen Armen entgegen. Ist's nicht so?“

Gerd reichte ihm als Antwort die Hand.

„Na also; da brauchen wir uns gar nicht zu wundern, daß der Alte von dir nichts mehr wissen will. Der ist nur konsequent, wenn er das Neue nicht über die Schwelle läßt. Da bleibt uns nichts anderes übrig, als gleichfalls konsequent zu sein.“ — Gerd sah den Freund fragend an.

„Zunächst hat es gar keinen Zweck, klein beizugeben; das würde den Alten nur bestärken in seiner schroffen Abweisung. So wie du's gemacht hast, so war's richtig. Die Zähne zeigen! Das macht noch am ersten Eindruck auf ihn. Der Quart mit den drei Tagen braucht dich wahrhaftig nicht irre zu machen; so etwas kann dich in den Augen eines aufrechten Menschen nur ehren. Und sei überzeugt, der Alte besinnt sich. Was soll er auch machen? — So etwas ist immer tragisch.“ — — —

„Sag mir aufrichtig,“ bat Gerd nun den Freund, „wäre es nicht doch besser, ich ginge noch einmal hinüber; vielleicht ist sein Zorn schon verraucht?“

„Nein,“ erwiderte Hellmann, „so leicht gibt der sich nicht. Dein Großvater ist aus hartem Holz geschnitzt. Wir müssen ihm Zeit lassen. Die Ereignisse sind ihm zu plötzlich über den Hals gekommen. Das beste ist, du bleibst diese Nacht bei mir; morgen besuchen wir die alten liebgewordenen Stätten in der Heide, und dann fährst du ruhig wieder nach Hannover zurück und wartest, bis sich die Wolken über Eckernworth zerstreut haben. Der Lisbeth wird das natürlich sehr leid tun, daß du nicht auf dem Schützenfest erscheinst. Nichts zu machen. Inzwischen werde ich bei passender Gelegenheit nach dem Rechten sehen; mal mit deiner Mutter und, wenn möglich, auch mit dem Alten reden. Die ganze Sache ist lange nicht so schlimm, wie sie auf den ersten Blick aussieht.“ —

„Ich wollte, du behieltest recht,“ sagte Gerd, „der Gedanke, mit meinen Leuten auseinander zu sein, drückt mich mehr, als ich sagen kann. Es ist das erstemal. Wenn ich wenigstens die Mutter vor meiner Abreise noch sprechen könnte; ich habe ihr ja nichts, gar nichts sagen können.“

„Das versteh ich vollkommen,“ antwortete Hellmann, „und das wird sich auch ohne Schwierigkeit machen lassen. Wir schicken morgen unsere Lisbeth hinüber und lassen deine Mutter bitten, herzukommen. Der Alte braucht davon nichts zu wissen.“

Gerd war dem Freunde herzlich dankbar, daß er die peinliche Angelegenheit so bereitwillig und mit so viel Takt ordnete. Es wurde nun nicht weiter darüber geredet. Das Gespräch kam bald auf andere Dinge. Gerd rückte mit seinen Plänen für die nächste Zukunft heraus. Hellmann hörte aufmerksam zu. „Bravo, mein Junge!“ rief er dann, als Gerd geendet. „So ist's recht! Nun erkenne ich Dich wieder. Bleibe immer so deinem Stern getreu; dann wird kein Unglück, und sei es noch so schwer, dich niederbeugen, sondern dir ein Ansporn sein zu erhöhter Anstrengung.“

Nur sich selber treu bleiben. Nur sich selber treu bleiben Gerd!"

So sprachen die Freunde, und die Stunden verrannen. Es war schon ziemlich spät am Abend, als endlich die Haustür ging und Lisbeth heimkam. Bevor sie nach oben ging, trat sie noch in die Stube, um gute Nacht zu wünschen, und wurde sichtlich verlegen, als sie Gerd dort antraf. Gerd ging ihr ein wenig zaghaft entgegen.

Hellmann schien sich auf diese Begegnung gefreut zu haben, wenigstens betrachtete er schmunzelnd die beiden jungen Menschenkinder, die in ihrer Verlegenheit nicht wußten, was sie sagen sollten.

„Na, Gerd,“ rief er dann, „was meinst du? Ist Stellers Lisbeth nicht groß geworden? Und schön?“

Er hatte recht; wie sie da stand in ihrem sauberen blauen Kleid mit weißer Schürze, das Gesicht vom eiligen Gehen ein wenig geröthet, mit glänzenden Augen und welligem Haar, war sie schön wie ein von der Sonne geküßter Apfel. Das Mädchen wurde ganz verlegen. Und Gerd erging es nicht anders. Hellmann dagegen wurde immer aufgeräumter.

„Nun tut doch nicht so, Kinder! Lise, Deern, du blüßt doch sonst nich so! Nun gebt euch manierlich die Hand und dann setzt euch hierher. So, endlich! Hierher, Lise!“ Damit drückte er sie mit sanfter Gewalt neben sich ins Sofa. Gerd betrachtete verstohlen das frische, blühende Mädchen. War das wirklich die kleine Lisbeth, mit der er nahezu sieben Jahre die Schule besucht hatte?

„Also,“ begann Hellmann wieder, „ihr habt Kränze gewonnen. Wer war denn sonst noch dort?“

Das Mädchen nannte einige Namen.

„Ja ja,“ sagte Hellmann, „und morgen wird getanzt is in die Nacht, und kein Mensch fragt nach uns, Gerd, b wir auch mitmachen wollen.“

Da blickte Lisbeth erst ihn, dann Gerd fragend an.

„Tut es dir leid, kleine Lisbeth?“ scherzte Hellmann weiter. „Ja, daran ist nun leider nichts zu machen. Wir haben morgen Wichtiges miteinander zu besprechen. Und dann muß Gerd ja auch schon nachmittags wieder abreisen; aber,“ fügte er schmunzelnd hinzu, „wenn du mit mir fürlieb nehmen willst, dann komme ich, wenn ich Gerd abgeliefert habe, noch mal hin zum Festplaze. Bloß deinetwegen, Lise, und weil der arme Gerd nun doch mal nicht kann. He?“

Sie lachten alle drei, und Gerd fand, daß ihr das Lachen wunderhübsch zu Gesicht stand.

„Wißt ihr,“ begann der unermüdbliche Hellmann wieder, „mir kommt eine glänzende Idee. Was meinst du, Lise, wenn wir beide uns demnächst mal auf die Bahn setzen und Gerd in Hannover besuchten?“

„Ja,“ meinte Gerd freudig, „das wäre schön!“

Das Mädchen sagte leise: „Wenn us Mudder will —“

„Famos, famos!“ Hellmann rieb sich vor Vergnügen die Hände. „Das wäre abgemacht. Deine Mutter hat selbstverständlich nichts dagegen, und der Gerd freut sich schon jest wie ein Kind. Und ich auch, Kinder,“ sagte er dann ganz treuherzig.

Lise stand auf und reichte Gerd ihre Hand. „Ich mot na'n Bedde; use Mudder töwt up mi. Gu'n Nacht, Gerd!“

„Gu'n Nacht, Lisbeth!“

„Gu'n Nacht, Herr Hellmann!“

„Gute Nacht, Lise! Bis morgen!“

Gerd blickte ihr nach, als wäre er versteinert, und erwachte erst wieder aus seiner Abwesenheit, als Hellmann ihm kräftig auf die Schulter klopfte: „He, du, Gerd! Jest wird's auch für uns Zeit, zur Ruhe zu gehen.“ Hellmann zündete eine Kerze an und brachte den Freund nach seiner Kammer. „Nun schlaf auch gut, mein Junge. Morgen

„Geh' in die Heide. Gute Nacht, Gerd.“ Gerd drückte
seinen Freunden dankbar die Hand.

Als er im Bette lag, blickte ihm just der Vollmond ins
Gesicht, und er konnte lange nicht einschlafen; schließlich
öffnete ihm doch die Augen zu. Durch seine Träume wan-
delte die Gestalt eines schönen Mädchens.

o o

Am andern Morgen, noch ehe Lisbeth sie zu holen
suchte, kam Gerds Mutter von Eckernworth herüber,
so als sie ihren Jungen wieder sah, weinte sie sich recht
herzlich aus. Gerd mußte ihr alles erzählen, und sie hörte
ruhig an bis zum Ende. Und dann begann Hellmann
die Sache nochmals auseinanderzusetzen, so daß sie
am Ende wohl mit kummervollem Herzen, aber doch über
Gerds nächste Zukunft einigermaßen beruhigt, Abschied
von ihm nahm. Die gute Mutter! Gerd schloß sie innig
in seine Arme. „Wes ruhig, Mudder, 't ward
denks noch gaud.“ „Ja, Gerd, dat willt wi hapen!“ Dann
ging sie eilig wieder zurück nach Eckernworth, damit nur
der Alte nichts merkte.

Die beiden Freunde unternahmen dann ihre Wande-
rung in die Heide. Es war so still und sonntäglich draußen;
die Lerchen sangen wie damals, und weit und sonnbeschie-
nen lag die Heide vor ihnen. Da wurden von selbst die
alten Erinnerungen wach, und manches herzliche Wort
Freundschaft wurde gesprochen. Alles wurde noch ein-
mal reiflich überlegt, und eindringlich ermahnte Hellmann
seinen Freund, auf dem betretenen Wege auszuharren. Gerd
hatte das Herz übervoll; mit glänzenden Augen ging er
vor dem Freunde; vor ihm in leuchtender Ferne stand
das Ziel, wohl wert, die Arbeit eines Lebens daran zu setzen:
eine neue Zeit, in der alle Menschen frei und gleich das
Recht hatten, die Sonne zu sehen. Er breitete die Arme

aus und rief: „Hellmann, wie schön ist das Leben, wenn
es erfüllt ist von der Arbeit für ein hohes Ziel!“ Hellmann
drückte ihm stumm die Hand. —

Am Nachmittage brachte Hellmann den Freund zur
Bahnhofsbahn. Vom Dorfe schallte die Musik des Schützen-
festes herüber. Dort drehte sich das junge Volk im Tanze.
„Eigentlich ist es schade, daß wir nicht mitmachen können,“
meinte Hellmann. „Das nächste Mal gewiß,“ antwortete
Gerd. Der Zug dampfte davon, und Gerd blickte noch lange
zum Fenster hinaus, bis die Häuser und Wälder der Hei-
mat seinen Blicken entschwanden. Seine Brust war voller
Hoffnung; die Zukunft lag vor ihm wie ein weites, offenes
Land, durch das er festen Schrittes auf das ferne Ziel zu-
steuerte. Und ganz hinten in sonniger Ferne nach langer
Wanderung erschien ihm eine holde Gestalt: Lisbeth. —

☞

Das Ende.

Es war, als habe die Reise in die Heimat trotz der furcht-
ren Erfahrungen im Vaterhause unserem Gerd neue
Widerstandskraft verliehen, körperlich wie geistig. Das
ganze Gerichtsverfahren und die bevorstehende Gefäng-
nisstrafe hatte er beinahe völlig vergessen; wenigstens be-
dachte ihn der Gedanke daran in keiner Weise. Er dachte
an die Zukunft und arbeitete rastlos an seiner geistigen
Weiterbildung im Dienste der Arbeiterbewegung; er ar-
beitete so rastlos, daß seine Freunde, denen sein verändertes
Aussehen auffiel, ihn ermahnten, auch an seine Ge-
sundheit zu denken. Dann ging er gelegentlich wieder mit
seinen des Sonntags hinaus ins Freie. Und dann kam es
ihm vor, daß er irgendwo am Waldbrand, in der Heide, am
Fuße eines Berges, wo sie sich gelagert hatten, aufsprang und seinen
Freunden in feurigen Worten ein Bild der Zukunft schil-
derte, wie sie vor seiner Seele stand. Sie hörten ihn stau-
nd anreden und ahnten dann wohl, welch eine Flamme in
seiner Brust brannte. Das waren für Gerd Stunden des
höchsten Glückes.

Wochentags verrichtete Gerd seine schwere Arbeit in
der Fabrik; er war jetzt, weil er ein kräftiger Bursche
war, beim Schmelzofen beschäftigt und mußte mit sei-
nen Freunden Burgmeier die gefüllten Tiegel an die Guss-
formen tragen.

Wieder standen die beiden mit dem leeren Tiegel am
Ofen. Der Zapfen wurde ausgestoßen, und unheimlich
stark und knallend ergoß sich der weißglühende Strom
in den Tiegel. Der Zapfen wurde geschlossen, und die bei-
den Freunde ergriffen mit fester Hand die eiserne Trage,
der der schwere Tiegel ruhte.

Der Weg bis zur Form war nicht weit, nur etwa zwan-
zig Schritte. Und doch kauerte an ihm eine unsichtbare
graue Gestalt, bereit, im nächsten Augenblick zuzuschlagen.
Der Weg war nicht weit; aber doch weit genug, um auf
ihm ein junges, blühendes Leben in wenigen Minuten zu
vernichten. Hatte der Meister die graue Gestalt bemerkt?
Er schrie plötzlich: „Festhalten, Gerd!“ Es war zu spät.
Gerd strauchelte, kam zu Fall, und mit wütendem Gezisch
und Geprassel stürzte sich die weiße Glut über seine Brust.
Burgmeier sprang im rechten Augenblick zur Seite. Ein
entsetzlicher Schrei, unartikuliert und brüllend, wie von
einem sterbenden Tier, dröhnte durch die Halle. Arbeiter
sprangen hinzu und trugen den leise Stöhnenden in den
Hof der Fabrik. Dort legten sie ihn auf eine Bahre. Burg-
meier kniete am Kopfende nieder und hörte, wie Gerd mit
letzter Kraft die Worte hauchte: „Nach Hause — — —“

Als der Arzt kam, hatte die feurige Seele unseres jun-
gen Freundes ihre entsetzlich verbrannte Hülle verlassen;
er konnte nur noch den Tod feststellen. Burgmeier kniete
noch immer zitternd an der Bahre. Dem alten, freund-
lichen Meister rannen die hellen Tränen in den Bart; und
in den Mienen der andern lagerte dumpfes Entsetzen und
verhaltene Wut, daß die Fabrik wieder einen der Ihrigen
gemordet hatte.

Dann kam der Leichenwagen und holte die jammervollen
Überreste des armen Gerd fort. — —

Die Nachricht von dem furchtbaren Unglück verbreitete
sich schnell. Noch am selben Abend kamen die jungen Ar-
beiter und Arbeiterinnen im Jugendheim zusammen. Alle,
alle waren erschienen und saßen nun wie eine verschüch-
terte Herde zusammen und wagten nicht, laut zu sprechen.
Dann erhob Burgmeier sich und sprach stoßend und voll
tiefer Ergriffenheit die folgenden Worte: „Jugendgenossen
und -genossinnen! Unser Gerd ist nicht mehr. Er, den wir

le geliebt haben, ist auf dem Schlachtfeld der Arbeit gefallen. Laßt uns klagen um ihn, denn er war der Beste unter uns. Keiner hat wie er gearbeitet für die Verwirklichung unserer Ideale. Und weil er rastlos arbeitete im Dienste unserer Sache, war er uns allen ein Beispiel, dem wir nachzueiferten. Und so soll es auch ferner bleiben. Unser lieber Gerd ist tot; aber sein Beispiel ist nicht tot, sondern lebt unter uns weiter und soll uns anspornen, mit gleicher Eue im Dienste der Arbeiterbewegung zu wirken wie wir wollen das Andenken an unseren toten Genossen ehren und hüten wie ein teures Vermächtnis.“ — —

Dem Redner versagten vor innerer Bewegung die Worte; aber er hatte ausgesprochen, was allen die Seele bewegte. Es wurde beschlossen, Wilhelm Burgmeier, einen der Genossen und eine Genossin abzuordnen, die einen Platz am Grabe des verstorbenen Freundes niederzulegen sollten. —

o o

Am andern Morgen erschien Hellmann, um den toten Freund heimzuholen. Man hatte einen Boten nach Eckernorth an die Angehörigen geschickt, der ihnen die schreckliche Nachricht überbracht hatte, aber niemand unter ihnen war fähig, die Fahrt zu unternehmen. Da hatte man zu Hellmann geschickt, der mit zerrissener Seele das traurige Geschäft der Überführung besorgte.

☞

Letzte Heimfahrt.

Der Sarg mit der Leiche Gerds wurde von der Bahn zunächst nach Eckernorth gebracht. So hatte der Alte es gewollt. Die letzte Nacht sollte der Tote im Vaterhause sein. Es war eine traurige Fahrt. So zog der wieder ein ins Vaterhaus, der einst voller Hoffnung ausgezogen war. Die Träger stellten den Sarg mitten auf die Diele. Hellmann stützte die weinende Mutter. Am Kopfende des Sarges stand der Alte, barhaupt im weißen Haar; seine Augen waren ohne Tränen; aber seine hohe Gestalt war gebeugt.

Dann gingen die fremden Leute wieder fort. —

Am Abend, als alles dunkel und still im Hause war, zündete die Mutter die drei Kerzen auf dem Sarge an. Dann holte sie drei Stühle aus der Stube; den einen für den Alten stellte sie zu Häupten des Toten, die anderen beiden für die Frauen an die Seite. Dann holte der Alte die vergilbte Familienbibel, setzte sich und schlug Psalm 103 auf und las mit lauter Stimme die Worte:

„So fern der Morgen ist vom Abend, läßt er unsere Übertretung von uns sein.

Wie sich ein Vater über Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten.

Denn er kennet, was für ein Gemächte wir sind, er gedenket daran, daß wir Staub sind.

Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde.

Wenn der Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.

Die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, so ihn fürchten, und seine Gerechtigkeit

f Kindeskind bei denen, die seinen Bund halten und gehorchen an seine Gebote, daß sie danach tun. Amen.“ — —
Der Alte schwieg und machte die Bibel wieder zu. Die Kerzen flackerten und brannten allmählich nieder, und weigend senkte sich die Nacht auf dieses Haus der Trauer.

o o

Am anderen Morgen wurde der Tote zur letzten Ruhe gebracht. Am offenen Grabe auf dem kleinen Friedhofe standen der Alte, Hellmann, die Abordnung der Jugendknospen und zahlreiche Bekannte, hauptsächlich Altersgenossen Gerds. Der Pastor sprach die üblichen Worte. Als er geendet hatte, trat Hellmann an das Grab und hielt die folgende Ansprache:

„Wenn ein Mensch nach langem Leben, alt und müde geworden, am Ende seiner Bahn ins Grab sinkt, so klagen wir um ihn; aber wir fügen uns darein, als in das unabänderliche Schicksal aller Sterblichen.

Aber dieser Jüngling ist nicht müde geworden; er stand am Anfang seiner Bahn; in Jugend und Schönheit ist er abgesunken und wecket unendliche Sehnsucht.

Ein grausames und blindes Schicksal hat ihn niedergelagen. Die heilige Flamme in seiner Brust, die so hell für Freiheit und Menschenwürde erglühete, ist erloschen und immer.

Last uns klagen, Freunde, über den bitteren Verlust; er last uns von diesem Grabe nicht ohne Hoffnung gehen; es wäre nicht im Sinne des Toten gehandelt. In seiner Brust lebte eine Hoffnung: mit hellen Augen sah er einer neuen, besseren, höheren Zeit entgegen und wirkte für, solange er konnte. Er blieb sich selber treu bis ans Ende. Last uns seinem Beispiele folgen und wirken im Dienste der vorwärtsschreitenden Entwicklung. Wer auf diesem Kampfplatze fällt, ist nicht umsonst gefallen.

Leb wohl, lieber toter Freund. So kurz dein Leben war, so schön war es; denn du hast den Odem der Freiheit geatmet. Dein Streben soll immer in uns lebendig bleiben!“

Dann trat Burgmeister vor und legte auf das inzwischen zugeschaukelte Grab den Kranz der Jugend nieder.

Allmählich leerte sich der Friedhof wieder. Der Alte war der letzte am Grabe. Am Eingang des Friedhofs wartete Hellmann auf ihn und drückte ihm voll herzlicher Teilnahme die Hand. Der Alte nickte nur stumm. Dann ging er gebeugt und schleppenden Schrittes den einsamen Weg nach Eckernorth. Hellmann blickte ihm voll tiefer Teilnahme nach, dem letzten tapferen Kämpfer eines alten Geschlechts, der trotzig sich dem Ansturm der neuen Zeit entgegen-gestemmt hatte. Umsonst — —.

Als alle den Friedhof verlassen hatten, legte die zitternde Hand eines Mädchens einen Kranz aus Tannengrün auf das frische Grab und beugte sich weinend nieder. —

